

Ausgabe A Nr. 9

Bezugspreis.

Wöchentlich 70 Pfennig, monatlich 2 Reichsmark voraus zahlbar. Unter Kreuzband für Deutschland, Dänemark, Ost- und Westpreußen, Oesterreich, Litauen, Estland, Lettland 4,50 Reichsmark, für das übrige Ausland 5,50 Reichsmark pro Monat.

Der 'Vorwärts' mit der Musterten Sonntagsbeilage 'Wolk und Zeit' sowie den Beilagen 'Unterhaltung und Wissen', 'Aus der Welt', 'Frauenstimme', 'Der Kinderfreund', 'Jugend-Vorwärts' und 'Wirk in die Arbeiterwelt' erscheint wöchentlich zweimal, Sonntags und Montags einmal.

Telegramm-Adresse: 'Sozialdemokrat Berlin'

Vorwärts

Berliner Volksblatt

Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands

Anzeigenpreise:

Die einseitige Nonpareil-Zeile 80 Pfennig. Restausgabe 5.- Reichsmark. 'Meine Ansichten' des Verfassers Wort 15 Pfennig (außer bei zwei fortgesetzten Worten), jedes weitere Wort 12 Pfennig. Stellenangebote das erste Wort 15 Pfennig, jedes weitere Wort 10 Pfennig. Worte über 15 Buchstaben zählen für zwei Worte. Werbeamt: Reils 60 Pfennig. Familienanzeigen für Abonnementen Seite 40 Pfennig.

Anzeigen für die nächste Nummer müssen bis 4 1/2 Uhr nachmittags im Hauptgeschäft, Berlin SW 68, Lindenstraße 3, abgegeben werden. Schließzeit von 5 1/2 Uhr früh bis 5 Uhr nach.

Redaktion und Verlag: Berlin SW. 68, Lindenstraße 3
Fernsprecher: Dönhoff 292-297.

Dienstag, den 11. Januar 1927

Vorwärts-Verlag G. m. b. H., Berlin SW. 68, Lindenstr. 3
Vertriebskonte: Berlin SW 68 - Bankkonte: Bank der Arbeiter, Angestellten und Beamten, Wulffstr. 60; Disconto-Gesellschaft, Dönhoffstr. 14.

Curtius: der Mann des Besitzbürgerblocks.

Mit der Regierungsbildung beauftragt. — Ziel: Regierung mit den Deutsch-nationalen. — Entscheidung beim Zentrum.

Amlich wird mitgeteilt: Der Reichspräsident empfing gestern in den Abendstunden den Reichswirtschaftsminister Dr. Curtius und erteilte ihm den Auftrag zur Neubildung der Reichsregierung. Dr. Curtius nahm den Auftrag entgegen, behielt sich aber seine endgültige Entscheidung über die Uebernahme der Kabinettsbildung vor, bis sich das Ergebnis der sofort einzuleitenden Verhandlungen mit den Fraktionen des Reichstags übersehen läßt.

Das Ziel: der Bürgerblock.

Reichswirtschaftsminister Dr. Curtius teilte dem Vertreter des Wolff-Bureaus über die Ausführung des vom Herrn Reichspräsidenten entgegengenommenen Auftrages zur Regierungsbildung folgendes mit:

Der Plan der Großen Koalition, der vor dem Sturz des Kabinetts Marx die parlamentarische Lage beherrschte, ist durch die bekannten Ereignisse zerschlagen worden. Strenge der deutschen Politik legt es nach wie vor die Bildung einer Mehrheitsregierung voraus. Infolgedessen müssen Brücken nach rechts geschlagen werden. Graf Westarp hat vor der Abstimmung über das sozialdemokratische Mißtrauensvotum erklärt, daß es sich bei der Einnahme der Deutschnationalen Volkspartei nicht um die Regierungspolitik handele, sondern lediglich um die Klärung der parlamentarischen Mehrheitsverhältnisse.

Es gilt, auf den Grundlagen der bisherigen Politik der Mitte Gemeinschaftsarbeit mit der Deutschnationalen Volkspartei zu ermöglichen.

Die Presseveröffentlichungen der letzten Zeit dürfen von diesem Plan nicht absehen. Die Lösung der Krise erfordert Verhandlungen der verantwortlichen Instanzen der Parteien. Solche Verhandlungen von der Mitte nach rechts zu führen, bin ich von dem Herrn Reichspräsidenten beauftragt. Wenn sie gelingen, werden sie nicht zu einem 'Besitzbürgerblock' führen. Auch eine Regierung mit den Deutschnationalen wird das Gemeinwohl und die sozialen Notwendigkeiten schützen wie die bisherige Regierung der Mitte.

Der Reichspräsident hat Herrn Dr. Curtius, Mitglied der Deutschen Volkspartei, mit der Regierungsbildung beauftragt. Dem formellen Auftrag ging voran eine Vorstandssitzung der Deutschen Volkspartei und eine Besprechung zwischen den Herren Dr. Curtius und Dr. Scholz von der Volkspartei und Graf Westarp und Lindener-Wildau von den Deutschnationalen.

Der Sinn des Auftrages an Curtius ist: Bürgerblock. Herr Curtius hat der Öffentlichkeit die Richtlinien bekanntgegeben, nach denen er die Verhandlungen über die Bildung der Regierung führen wird: Brücken nach rechts, Arbeitsgemeinschaft mit den Deutschnationalen. Das Ziel: der Besitzbürgerblock.

Herr Curtius gehört zu den Reichsministern, die kurz vor dem Sturz der Regierung Marx einstimmig im Kabinett den Beschluß zur Großen Koalition gefaßt haben. Herr Curtius hat rasch umgelernt. Seine Erklärung könnte dazu führen, daß sich um den Sturz der Regierung Marx und die Wandlung von Curtius Beschlüssen bilden. Man muß deshalb gegenüber dieser unhistorischen Beschlüssen-Erklärung feststellen, was war und was ist.

Der Plan der Großen Koalition ist durch die bekannten Ereignisse zerschlagen worden — so sagt Herr Curtius. Was waren die bekannten Ereignisse? Stille Koalition, Rede von Scholz, Protest der Sozialdemokratie, Beschluß des Kabinetts zur Großen Koalition, Beschluß der Sozialdemokratie: Verhandlung über Große Koalition, vorher Rücktritt der Regierung, um klare Verhältnisse zu schaffen. Also was hat den Plan der Großen Koalition zerschlagen? Das Mißtrauensvotum der Sozialdemokratie? Aber dafür haben auch die Deutschnationalen gestimmt. Herr Curtius sagt: bei der Stellungnahme der Deutschnationalen hat es sich nicht um die Regierungspolitik gehandelt, sondern lediglich um die Klärung der parlamentarischen Mehrheitsverhältnisse. Um nichts anderes hat es sich bei der Forderung der Sozialdemokratie gehandelt, die Regierung möge zurücktreten.

Was hat also den Plan der Großen Koalition zerschlagen und den Brückenschlag nach rechts an seine Stelle gesetzt? Es gab allerdings bei der Abstimmung über das Mißtrauensvotum eine bemerkenswerte Differenz. Die Sozialdemokratie

Stellung der Sozialdemokratie.

Beschlüsse des Parteiausschusses.

Der Parteiausschuss beschäftigte sich im Beisein des Vorstandes der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion in der Vormittagsitzung am Montag mit der politischen Situation im Reich. Er sahle dazu nachstehenden Beschluß:

„Der Parteiausschuss billigt die Haltung der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion, die bereit war, mit den auf dem Boden der republikanischen Verfassung stehenden Parteien in die Reichsregierung einzutreten. Der Parteiausschuss hält auch heute an dieser Bereitschaft fest.

Er wird dabei zunächst geleitet von der Erwägung, daß die Politik von Genf und Thoiry fortgeführt werden müsse mit dem nächsten Ziel der Befreiung der Rheinlande.

Er betont des weiteren die Notwendigkeit, gerade im Interesse der Reichswehr selbst ihre Entpolitisierung insbesondere durch völlige Unterbindung aller Zusammenhänge mit den vaterländischen und Wehrröcken durchzuführen und sie unter Verzicht auf jede selbständige Politik auf ihre militärischen Aufgaben zu beschränken.

Der Parteiausschuss weist auf die dringende Notwendigkeit hin, die Sozialpolitik fortzuführen, und insbesondere durch schnelle Verabschiedung des Arbeitszeitgesetzes den Achtstundentag zu sichern.“

In der Nachmittagsitzung wurde zunächst die Tagesordnung des im Rai in Kiel tagenden Parteitagess festgelegt.

Der Entwurf eines Agrarprogramms lag dem Parteiausschuss zur Kenntnisnahme vor; seine Veröffentlichung in der Parteipresse wird in den nächsten Tagen erfolgen.

Die Beratung innerer Organisationsfragen bildete den Schluß der Beratungen.

tratie hatte politisches Mißtrauen gegen Herrn Geßler, der die Verbindungen der Reichswehr mit Rechtsverbänden und die Verbindungen mit Sowjetrußland verdeckte. Die Deutschnationalen erklärten ausdrücklich, daß sie diese Politik und diese Taktik des Herrn Geßler billigten. Hat das die Große Koalition zerschlagen und den Brückenschlag herbeigeführt?

Die Haltung der Sozialdemokratie hat damals eine Rechtfertigung durch die Regierungserklärung gefunden, die selbst die Auflösung der Reichswehr aus diesen Beziehungen forderte — gegen den Willen der Deutschnationalen!

Will Herr Curtius den Brückenschlag nach rechts mit „den bekannten Ereignissen“ erklären, so fällt von vornherein auf seine künftige problematische Arbeitsgemeinschaft ein verhängnisvoller politischer Schatten.

Hinter den Verlegenheiten der parlamentarisch-taktischen Begründung des Herrn Curtius verbirgt sich das Zusammengehörigkeitsgefühl von Deutscher Volkspartei und Deutschnationalen, von Schwerindustrie hier und Schwerindustrie dort, verbirgt sich das Klassengefühl: Ihr und wir, wir sind eines Blutes — gegen die Arbeiterschaft, gegen die Besitzlosen, und darum wollen wir eine Arbeitsgemeinschaft.

Aber diese Regierung der Rechten ist zunächst nur ein Wille, keine Realität. Ein Wille, geboren aus dem Wesen der Volkspartei, aus Klammereinstimmung, aus den Traditionen des Bergangenen. Politik auf der Grundlage der Regierung der Mitte unter Einbeziehung der Deutschnationalen! Ein theoretisches Bekenntnis der Deutschnationalen zur Außenpolitik der bisherigen Regierung könnte nicht verhindern, daß die Außenpolitik der Regierung nach dem Eintritt der Deutschnationalen nicht mehr das wäre, was sie war. Sie wäre getrübt durch ein Moment der Unwahrheit und der Unehrlichkeit zum mindesten!

Curtius: das bedeutet heute weithin sichtbar den Willen zum Bürgerblock. Es ist das böse Gewissen, das dem Führer der noch ungeborenen Regierung die Verteidigung gegen die Anklage: Besitzbürgerblock! eingibt. Wo ist das soziale Programm, das die Deutschnationalen annehmen werden, und das — die Volkspartei vorschlagen will. Wo sind die „sozialen Notwendigkeiten“ im Sinne der Volkspartei? Die Verhinderung des Achtstundentages?

Die Entscheidung über diesen Plan liegt beim Zentrum. Die Regierung Curtius wäre eine Regierung des Klassenvorurteils gegen die Arbeiterschaft, des

Klassenegoismus des Besitzes, eine Regierung des Kampfes gegen die Sozialdemokratie. Das Zentrum muß wissen, ob es diesem Plan Realität verleihen will oder nicht. Er ist klar und deutlich — die Worte von der Politik der Mitte und der sozialen Notwendigkeiten, wie die Volkspartei sie ausspricht, vermögen nicht seine harten und brutalen Züge zu verbergen — die Züge des Besitzbürgerblocks. Dieser klare Plan drängt zu klarer Entscheidung. Auf dem Zentrum ruht eine große Verantwortung. Gewinnt dieser Plan Leben, so wird der Kampf, der dann entbrennen wird, hart sein wie die Züge des Besitzbürgerblocks!

Die Sozialdemokratie hat ihre Stellung fest umrissen: Politik der Verständigung, Reichswehrreform, Sozialpolitik, Achtstundentag. Herr Curtius hat sein Ziel gezeigt: Regierung des Bürgerums gegen die Arbeiterschaft. Hier sind Gegensätze, die zur Entscheidung drängen und Kampf in sich bergen!

Dr. Curtius.

Der mit der Regierungsbildung beauftragte gegenwärtige Reichswirtschaftsminister Dr. jur. Julius Curtius vertritt seit 1920 als Mitglied der Deutschen Volkspartei im Reichstag den 32. Wahlkreis (Baden). Curtius ist am 7. Februar 1877 in Duisburg geboren und eoangelischer Konfession. Er besuchte von 1885 bis 1895 das Gymnasium in Duisburg, studierte 1895 bis 1898 an den Universitäten Kiel, Stralburg und Bonn, war 1899 bis 1904 Referendar in Duisburg, Kiel, Berlin und Hamm. Inzwischen trieb er neun Monate wissenschaftliche Studien in Paris. Von 1905 bis 1910 war Curtius Rechtsanwalt in Duisburg, von 1911 bis Kriegsausbruch beschäftigte er sich mit staatswissenschaftlichen Arbeiten in Heidelberg. Während des ganzen Krieges war er Hauptmann und Batterieführer im Felde, und sodann bis Herbst 1921 in Heidelberg schriftstellerisch und politisch tätig und wurde sodann Rechtsanwalt am Kammergericht in Berlin. Bei der Neubildung der Reichsregierung am 19. Januar 1926 trat er als Reichswirtschaftsminister in das Kabinett Marx ein.

Das Problem des Korridors.

Erst Entspannung, dann Lösung.

Von Dr. Hermann Niemans, Mitglied des polnischen Sejm.

Der polnische Außenminister hat am Montag in heftiger Weise gegen eine angeblich von Deutschland ausgehende Propaganda für die Rückgabe des Korridors polemisiert. Es wird deshalb von Interesse sein, zu erfahren, wie der bekannte polnische Abgeordnete und führende Persönlichkeiten der polnischen Sozialisten das Problem betrachten. (Die Redaktion.)

Die Verfasser des Versailler Friedensvertrages haben dafür gesorgt, daß schwierige Streitfragen offen bleiben und das Friedenswert auf schwer überwindliche Schwierigkeiten stößt. Es wurden Entscheidungen getroffen, die ständige Reibungsflächen hervorgerufen und den Völkern ein friedliches Nebeneinanderleben erschweren sollen. Diese Schwierigkeiten sollten Belastungen schaffen, welche dem sogenannten europäischen Gleichgewicht dienen sollten. Dem Expansionsbedürfnis Deutschlands nach dem Westen sollte die Spannung an der Ostgrenze das Gleichgewicht halten. Die Verhältnisse haben aber eine bedeutende Veränderung erfahren: die grenznachbarn Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland sind friedliche geworden und werden allem Voraussehen nach sich festigen. Im Maße dieser Entwicklung wird die Spannung im Osten wenig geeignet, dem Gleichgewicht zu dienen.

Das Gefühlsleben der Nationalisten aller Länder bedarf eines Gegenstandes des Hasses. Es handelt sich weniger um das Wesen dieses Gegenstandes, als um die Befriedigung dieses Bedürfnisses. Frankreich, der Erbfeind — ein glänzendes Zeugnis der Entwicklung europäischer Kultur — ist zum moralischen Bundesgenossen Deutschlands geworden, die Feier des hundertjährigen Jubiläums Beethovens in Frankreich klingt wie ein beethovenscher Friedenshymnus durch die Welt. Um so gesteigeter wendet sich der Haß der Nationalisten gegen den östlichen Nachbar und findet freudigen Widerhall im Haßbedürfnis der Nationalisten Polens. Die Nationalisten der einen Seite sind die Existenzbedingung der Nationalisten der anderen Seite.

Es muß zugegeben werden, daß der polnische Korridor ein um so schwierigeres Problem bildet, als bis jetzt

kein Vorstoß vorhanden ist, der eine einwandfreie Lösung geben würde.

Polen ist zwischen Rußland, Tschechoslowakei und Deutschland eingeschlossen und wird durch die besonderen Verhältnisse zu diesen Ländern in freiem Verkehr mit der Außenwelt behindert oder läuft in bestem Falle immer Gefahr, behindert zu werden. Nun reicht Polen ethnisch bis als baltische Meer und hat somit die Möglichkeit, ein Tor nach der Außenwelt zu besitzen. Dieser Zugang zum Meer hat seine geschichtliche Tradition und die Sicherung des Zuganges zum Meer ist somit nicht ein Akt von Erwägungen oder Willkür, sondern eine Wiederherstellung eines entwicklungsberechtigten logischen Zustandes.

Dieser sonst einwandfreie Zustand erfährt aber dadurch eine Verwickelung, daß der Korridor sich zwischen Deutschland und Ostpreußen einschneidet.

Das Problem erscheint mir nun folgendermaßen: welche Einrichtungen sind zu treffen, damit Polen den freien Verkehr zum Meere durch ethnisch-polnisches Gebiet aufrecht erhält und welche Maßnahmen sind zu ergreifen, um Deutschland den unbehinderten Verkehr mit Ostpreußen zu sichern?

Die Lösung dieses Problems trifft in diesem Augenblick auf sehr kaum übersteigbare Hindernisse. Aber sollte es nicht genügen, vorläufig eine Milderung der Gegensätze zu gewinnen und die endgültige Lösung einer Zeit zu überlassen, in der mehr Einsicht für Überwindung solcher Schwierigkeiten vorhanden sein wird, einer Zeit, die kommen muß?

Während der Unterhaltung mit einem entscheidenden deutschen Staatsmann über die Gestaltung der Verhältnisse zwischen Deutschland und Polen, bezeichnete dieser die Korridorfrage als den Grundstein der deutsch-polnischen Verständigung, er stimmte mir aber zu, als ich auf den bautechnischen Vergleich eingehend sagte, die Lösung der Korridorfrage wäre die Krone dieses Wertes.

Mit je mehr Einsicht und Geduld an solche Fragen herangetreten wird, um so mehr wird einer endgültigen befriedigenden Lösung vorgearbeitet. Nicht diejenigen fördern den Pflanzenwuchs, die dem Wachstum mit Gewalt Vorstoß leisten wollen. Ferner wir nicht an dem Widerhalten, der im Körper beider Staaten eingetrieben ist, je mehr wir an ihm herumreißten, desto tiefer dringt er ein.

Diese Einsicht fehlt der deutschen Politik nicht, wenn es sich um Gebiete handelt, die rein deutsch sind und fremden Staaten einverleibt sind. Deutschland und Oesterreich, zwei deutsche Staaten, warten geduldig, bis der Anschluß reif geworden ist. Weshalb sollte es an Geduld mangeln, wenn es sich um ein Gebiet handelt, das von Nichtdeutschen besiedelt ist und das im Grunde genommen nicht ein nationales, sondern ein schwieriges Verkehrsproblem darstellt. Sorgen wir dafür, daß wir zu wirtschaftlichem Frieden kommen, erleichtern wir den Verkehr und das Zusammenleben beider Völker, die, wie keine anderen geeignet sind, eine wirtschaftliche Einheit zu bilden, und die politische Verständigung folgt der wirtschaftlichen auf dem Fuße.

Der Wirtschaftsfriede ist der Quartiermacher der politischen Verständigung.

Die polnische Regierung geht daran, den Eisenbahnverkehr über den Korridor paß- und visumslos zu gestalten, die Zahl solcher Züge bedeutend zu vermehren. Arbeiten wir für einen paktlosen Personenverkehr in ganz Europa. Dieser Gedanke ist auf dem Wege zur Erfüllung. Es werden dann die Landesgrenzen den Charakter von Barrieren verlieren. Die Stadtgrenzen hatten einst den Charakter der jetzigen Staatsgrenzen und die Stadtbarrieren sind spurlos verschwunden.

Der memeländische Landtag darf nicht sagen! Die Volkstretter des Memelgebietes wollten am Sonntag eine parlamentarische Beratung abhalten. Das haben ihnen alle drei zuständigen und unabhängigen Instanzen verboten: der Militärbefehlshaber, der Gouverneur und das Direktorium.

Die „Nationalen“ unter sich.

„Seid auf der Hut vor denen...“

„Der Jungdeutsche“ zitiert aus einer soeben erschienenen Schrift des Wehrwolf-Führers Kloppe in Halle einige Sätze, die die wunderbare Einheit der Schwarzweißrotten ins rechte Licht setzen. Es heißt dort unter anderem:

Kameraden, merket euch doch endlich einmal darüber klar, daß es eine schwarzweißrote Einigkeit zwischen uns, dem „Wehrwolf“, und solchen Kreisen niemals geben kann, die sich zwar national gebärden, die aber den Bemerkungen nationalen Handelns in jeder Beziehung schuldig bleiben. Darum seid auf der Hut vor denen, die sich in die vaterländische Bewegung einbringen, weil sie reaktionäre Tendenzen verfolgen oder nur deswegen schwarzweißrot sind, weil sie hoffen, dadurch eine alte, durch ihre Schuld verlorengegangene Vormachtstellung wieder zu gewinnen. Mit diesen Leuten gibt es für uns keine Zusammengehörigkeit, für sie nur eine scharfe Ablehnung.

Und an anderer Stelle kennzeichnet Kloppe seine schwarzweißrotten Farbengenossen noch deutlicher:

Wir wollen es einmal offen aussprechen: es gibt eine ganze Reihe von Leuten unter der schwarzweißroten Fahne, die inactlich nicht im mindesten zu uns gehören, von denen uns sogar nicht mehr, denn alles trennt, Elemente, die nur ein Hemmlich sind in der völkischen Entwicklung und an der nationalen Erneuerung unseres Volkes. Anderswärts wissen wir aber auch, daß in dem sogenannten anderen Lager deutsche Brüder stehen, die von uns eher als Volksgenossen angesehen und geachtet werden können, als jene üblen Gesellen, die immer wieder Anstößen in das Volk tragen und denen wir niemals das Recht zubilligen werden, sich als die Vertreter des deutschen Volkes und der deutschen Interessen aufzuspielen.

Das ist sehr hübsch gesagt, und die „üblen Gesellen“ werden ihre Freude daran haben. Aber, wie lange ist es eigentlich her, daß der Studentrat Kloppe aus Halle an den Redakteur Sodenstern von der „Deutschen Zeitung“ das eben so schöne Wort schrieb, er, Kloppe, sei gern bereit, den republikanischen Regierungsgesellen an die Gurgel zu springen, aber nur wenn er Gelegenheit hätte auch durchzudrücken...

„Prinz“ Domela und die Reichswehr.

Eine Darstellung des Reichswehrministeriums.

Zu den Pressemitteilungen über Beziehungen des nunmehr verhafteten falschen Hohenzollernprinzen Domela zu Reichswehr-offizieren erklärt das Reichswehrministerium auf Grund einer dienstlichen Meldung der dritten Reiterdivision in Erfurt folgendes:

Am 9. Dezember d. J. erschien der damals noch für einen Prinzen gehaltenen nach telefonischer Anmeldung um 3 Uhr nachmittags bei dem Regimentskommandeur in Erfurt und sagte, er habe gehört, daß in Erfurter Zeitungen Artikel über seinen Aufenthalt in Erfurt gestanden hätten; die sozialdemokratische „Tribüne“ hätte unwahre Angaben über Zusammenkünfte des Prinzen mit Offizieren des 16. Reiterregiments gebracht. Oberleutnant Freiherr v. Grote bestätigte, daß die Zeitungen solche Mitteilungen veröffentlicht hätten. Der „Prinz“ fragte, ob das Regiment durch seinen Erfurter Aufenthalt irgendwelche Unannehmlichkeiten gehabt hätte und ob eine dienstliche Meldung über seinen Aufenthalt nach Berlin erstattet worden sei. Der Regimentskommandeur sagte dem Prinzen, daß man erst durch die Zeitungsartikel, besonders der „Tribüne“, Kenntnis von seinem Aufenthalt bekommen hätte. Das Regiment habe der dritten Reiterdivision gemeldet, daß die Angaben der „Tribüne“ un wahr seien. Der „Prinz“ erzählte dann noch, er habe von Berlin Weisung erhalten, größte Zurückhaltung gegenüber Offizieren der Reichswehr zu üben; die Angaben über seinen Erfurter Aufenthalt hätten auch in den „Leipziger Neuesten Nachrichten“ gestanden und das sei ihm unangenehm, da dies eine größere viel geleseene Zeitung sei.

Dieselbe Geschichte hat Domela dann auch in Bismarckheim dortigen Reichswehrkommandeur gemacht.

Das Reichswehrministerium erklärt, daß die Behauptungen über Beziehungen des Domela zu Reichswehr-offizieren, die mit ihm Autofahrten gemacht und für ihn Galabiers gegeben hätten, vollkommen unwahr seien.

Byzanz...

Aus Weimar wird uns geschrieben: Im Lager der guten Gesellschaft Thüringens herrscht große Bestürzung ob der Enthüllung, die Domela, der falsche Hohenzollernprinz, bei seiner Vernehmung durch die Kölner Kriminalpolizei gemacht hat. Ungefähr zur selben Zeit, wo der Polizeibericht mit der Tatsachenschilderung Domelas über seine Erlebnisse als Hohenzollernsprößling in Erfurt, Gotha und Weimar bekannt wurde, erließ der Gothaer Theaterintendant eine Berichtigung, in der es u. a. heißt: „Das Landesheater Gotha liegt in Gotha und nicht in Byzanz. Es hat niemand eine „Galaaufführung“ mit dem Prinzen in der referierten Hofloge veranstaltet.“ Diese Berichtigung schlägt der Wahrheit ins Gesicht; denn die Tatsache läßt sich nicht leugnen, daß der falsche Prinz in der Hofloge der Aufführung des „Alten Dessauer“ beigewohnt hat.

Auch der Gothaer Oberbürgermeister Dr. Scheffler erließ eine Berichtigung. Sie verliert ebenfalls die Wahrheit zu verdrängen, wenn Dr. Scheffler erklärt, den „Prinzen“ nie zu Gesicht bekommen zu haben, und dann, in die Enge getrieben, zugeben muß, daß im Rathaus ein offizieller Empfang stattgefunden hat. Der Oberbürgermeister hat aber tatsächlich auch einen Besuch im Schloßhotel gemacht und sich um die Bekanntschaft des Prinzen bemüht.

Inzwischen wird bekannt, daß Domela auch in Friedrichroda eine Gastrolle gegeben hat. Hier hat er sich rasch verlobt und dem Prinzen Leo von Koburg-Gotha einen Besuch abgestattet. Staatsminister a. D. von Bassow, der sich auch heftig bemüht hatte, dem Prinzen näherzutreten zu dürfen, schmückt die Wahlliste der Deutschnationalen für die bevorstehenden thüringischen Landtagswahlen an aussichtsreicher Stelle. Die Thüringer Wähler wissen also, mit welchen Größen sie es bei der Deutschnationalen Liste zu tun haben.

„Strafverfehlt.“

Strafe oder Beförderung im Fall Weinert?

Vor wenigen Tagen besahen wir uns mit den schwebenden Disziplinarverfahren gegen richterliche Beamte, wie Beversdorff, Kuhnmann und Weinert in Bernigerode. Ergänzend wird uns hierzu jetzt mitgeteilt, daß die entsehlige Strafe der Strafverfehlung gegen Weinert inzwischen durchgeführt worden ist, und zwar wurde der republikanische Amtsgerichtsrat von Bernigerode nach Weismünde versetzt. Das bedeutet für ihn persönlich mehr eine Beförderung als Bestrafung, denn Weismünde liegt in einer höheren Ortsklasse als Bernigerode.

Eine wunderbare Justiz, die eine Beschimpfung republikanischer Minister als „bestochene und käufliche Subjekte“ so „bestraft“!

Ein Jude als Sprengpulver.

Tragikomischer Konflikt unter den rheinischen Nationalsozialisten.

Köln, 10. Januar. (Eigener Drahtbericht.) In den Kreisen der rheinischen Nationalsozialisten ist es zu scharfen Auseinandersetzungen gekommen. Dem bisherigen Gauleiter der Nationalsozialisten im Rheinland, einem Dr. Ley, wird vorgeworfen, daß er Judenabkömmling sei. Er soll deshalb aus der Bewegung verschwinden. Ley ist es bisher nicht gelungen, seine Rassenreinheit nachzuweisen. Er hat jedoch eine Anzahl Freunde, die ihn trotz seiner angeblich nicht reinrassigen Abstammung zu halten suchen, so daß bei einem Ausschluß Leys eine Spaltung unter den rheinischen Nationalsozialisten unvermeidlich sein dürfte.

Fleisch aus der Polarzone.

Von Otto Corbach.

Über durch Nordibirien, Alaska und Kanada zieht sich der Gürtel der „Tundren“, die als unfruchtbare, unfruchtbar Sandstriche verrufen sind und doch noch unbegrenzte Möglichkeiten für die Fleischherstellung bieten. In den langen, heißen Sommertagen gelangen hier alle Grasarten, die in der gemäßigten Zone bekannt sind, zu üppigstem Wachstum, noch weit über den Polarkreis hinaus. Man schätzt den Gesamtumfang dieser Grasländer auf fünf Millionen Quadratkilometer. Gewiss würde es sich nicht lohnen, Rinder- oder Schafherden dorthin zu verpflanzen; die Kosten für Ställe und Stallfütterung würden bei dem langen Winter viel zu große Summen verschlingen. Aber es steht ja dort für die Viehzucht das Rentier zur Verfügung, dessen Heimat in den nördlichen Breitengraden liegt. Dieses findet auf den Tundren zu allen Jahreszeiten von selbst seine Nahrung. Seit Tausenden von Jahren bildet es den Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung Nordasiens und Nordeuropas, die es schon in vorgeschichtlicher Zeit zu jähmen verstanden. Es dient ihr lebend als Viehtier, geschlachtet als Nahrung, Kleidung und Material zu Waffen und Geräten.

Das kanadische Rentier, das Karibu, wurde nie gezähmt; es schweift zu Millionen wild in den Tundren Alaskas und Britisch-Nordamerikas umher. Die Eskimos können sich daher sein Fleisch nur durch die Jagd beschaffen. Sie kamen dabei im allgemeinen immer auf ihre Rechnung, solange nicht der Weiße mit seinen überlegenen Waffen in ihren Jagdrevieren zu sehr wütete. Seitdem ist das Karibu in manchen Teilen Alaskas eine große Seltensheit geworden. Der Nahrungsraum für die Eingeborenen wurde enger und enger, bis regelmäßige Hungersnöte im Winter ihre Reihen so stark lichtet, daß die Washingtoner Regierung sich gedrungen fühlte, sich ihrer Kolonie anzunehmen. Im Jahre 1891 begann sie damit, Familien von Lappländern nach Alaska zu verpflanzen und mit ihrer Hilfe das zahme Rentier aus der Alten Welt einzubürgern. Heute gibt es in Alaska gegen 500.000 Rentiere asiatisch-europäischer Rasse, von denen 50 Proz. den Eskimos gehören. Man treibt sie überall von den aleutischen Inseln bis zum Kap Barrow, aber in den größten Herden auf der Halbinsel Semowad. Die Eskimos sind nun für ihre Ernährung nicht mehr ausschließlich auf die Jagd angewiesen.

Im Jahre 1914 kamen vier smarte Pantees, Söhne des Richters G. S. Lomen in Nome, Alaska, auf den Gedanken, die Rentierzucht zu einer Versorgungsquelle für den Fleischmarkt der Union zu machen. Sie begannen mit dem Erwerb und der Ausbeutung einer Herde von 1000 Stück. Heute haben ihre Herden einen Bestand von mehr als 50.000 Tieren. In verschiedenen Teilen Alaskas haben sie riesige Schlachthäuser und Kühlanlagen angelegt. In allen großen Städten der Union kommt regelmäßig Rentierfleisch auf den Markt. Der Leiter des Bureaus für biologische Forschung bei

der Washingtoner Regierung, Dr. C. W. Nelson, urteilt über die Zukunft der Rentierzucht in Alaska: „Es hat sich bereits ergeben, daß in dem Territorium genügend Weideland vorhanden ist, um drei bis vier Millionen Rentiere zu unterhalten. Der jährliche Ueberfluß aus diesen Herden würde Fleischmengen ergeben, die den Wert der in dem Territorium gewonnenen Edelmetalle übersteigen und als dauernde Erwerbsquelle nur von der Fischerei übertroufen würden.“

Bei der Rentierzucht ist die menschliche Aufsicht auf das denkbar kleinste Maß beschränkt. Der Jäger kann seine Herden jahrelang sich selbst überlassen; kehrt er zu ihnen zurück, so kann er nur feststellen, daß sie sich mit mathematischer Genauigkeit in bestimmtem Verhältnis vermehrt haben. In der gemäßigten Zone werden auf den Weiden Viehherden von Schafherden und beide vom Getreidebauern verdrängt. Das Rentier dagegen herrscht unumschränkt in den Tundren des Nordens. Kein anderes Tier kann es verdrängen, und seine Weidegebiete kommen für keinen anderen Zweck in Betracht.

In Kanada hat die Hudson Bay Company damit angefangen, die Rentierzucht in großem Maße für die Fleischbeschaffung auszunutzen. Die Tundren Alaskas und Kanadas bieten zusammen Raum und Nahrung für 25 Millionen Rentiere. In absehbarer Zeit dürfte also die Polarzone einen großen Anteil an der Versorgung des Weltmarktes mit billigen Fleisch nehmen können.

Politik und Theater. Im Rahmen der Volksschühne begann am Sonntagabend der Kritiker Julius Bab im Bürgeraal des Rathauses seinen Vortragszyklus „Politik und Theater“. Dieser erste Abend galt der Klärung der Begriffe. Politik sowohl als auch Theater haben von vornherein ein verbindendes Moment, sie sind ohne die menschliche Gemeinschaft undenkbar. Verschnalzen findet man sie noch bei den Naturvölkern. Ist irgendein großer Festakt, bei dem sich der Stamm versammelt und der Schamane lang, politischer oder theatralischer Natur? Das ist hier noch nicht zu unterscheiden. Seinen Ursprung hat er jedoch in der Angst des Unwissenden vor dem Unerklärlichen, eine Angst, die auch den Kulturmenschen nicht ganz verläßt. Der Festakt soll diese Lebensangst bannen, der Tanz des Schamanen die bösen Geister abwehren und den Segen der Götter herabziehen. Sucht man hier eine begriffliche Klärung, so kann man formulieren: Politik soll die Lebensangst, die Furcht vor dem Unerklärlichen bezwingen durch die gesellschaftliche Ordnung, Kunst dagegen durch die Hingabe an den Rhythmus. Unmüßig wird das Leben differenzierter, die Einheit des Vorganges zerfällt. Nach dem Prinzip der Arbeitsteilung wird die einheitliche Funktion zerlegt, so daß am Ende der Entwicklung die beiden Gebiete menschlichen Geistes entgegengesetzt zu sein scheinen. Was hat der Politiker, der absolute Wirklichkeitsmenschen, noch mit der Kunst zu tun? Aber es gibt Momente höchster Erregung, in denen der Funke überspringt und eine Theateraufführung vielleicht den äußeren Anstoß gibt zu einer politischen Aktion, wie 1830 in Brüssel die Oper „Die Schöne von Portici“ das Volk derart erregte, daß es die öffentlichen Gebäude belegte. In den folgenden Abenden wird Bab die historischen Zusammenhänge erläutern.

Metropolis, der neue, langermartete Film der Ufa, an dem Fritz Lang zwei Jahre arbeitete, erlebte gestern Abend im Wapalast am Zoo seine Uraufführung. Alles ist in Riesendimensionen: drei Stunden Spieldauer, Regeln der Massenregie, Triumph der Maschinenteknik, eine phantastische Welt des Liebertapitalismus. Die Auseinandersetzung zwischen den unterirdisch hausenden Sklavenhorden der Arbeiter und dem einen Kapitalmagnaten führt zur Katastrophe und ungeheuren Zerstörung. Alle Schauer einer wild gewordenen Phantastik sind im Furioso-Tempo losgelassen. Vorspiel und erster Akt erübdn durch unheimliche Dialoge. Alles Gedankliche und Soziale ist überholte Schablone. Diese Zukunftphantastik wäre nur denkbar, wenn es keine Arbeiterbewegung gäbe.

Der Aufsichtsrat der Städtischen Oper N.-G. unter Vorsitz des Oberbürgermeisters beschloß in seiner Sitzung vom 10. Januar 1927, einem Zusammengehen der Staatsoper und der Stadtoper durch die Bestellung eines gemeinschaftlichen Intendanten in der Person des Herrn Lietjen zuzustimmen. Die Zusammenarbeit ist ein Versuch, der bis Ende September 1928 dauern soll. Der Beschluß bedarf jedoch zunächst weiterer Erörterung durch die berufenen städtischen Instanzen.

Der antisachliche Bart. Bei einer Unterhaltung mit dem römischen Berichterstatter einer englischen Nachrichtenagentur hat sich Mussolini auch mit aller Entschiedenheit gegen den Bart ausgesprochen, der antisachliche und geradezu als Zeichen der Entartung des Mannes anzusehen sei. Zur Begründung beruft sich der Duce darauf, daß die großen Römer der Frühzeit und alle Redner auf dem Forum glattrasiert erschienen seien, ebenso wie nach Ausweis der Büsten die römischen Kaiser keinen Bart getragen hätten. Dieser sei erst auf gekommen, als der Glanz des römischen Reiches zu verfallen begonnen habe; das gelte für alle Epochen der Geschichte. Die Renaissance sei ebenfalls eine Zeit der Barlosigkeit gewesen; dagegen der Bart die Regel unter dem alten, faulen Regime, mit dem der Faschismus ausgeräumt habe. Der Bart sei orientalisches, das glatte Gesicht dagegen kennzeichnend den Westen. Dabei vergißt der Duce nur, daß z. B. Marc Aurel einen Bart trug, von Barbarossa, Karl dem Großen und Christoph Kolumbus, die wahrscheinlich nicht den Niedergang ihrer Zeit bedeuten, sondern an sich ganz tüchtige Leute waren, ganz zu schweigen. Vor allem aber scheint Mussolini den Nationalhelden Italiens, Garibaldi, vergessen zu haben, der ebenfalls einen waldenden Bart trug. Aber Mussolini trifft sich die Bilanz zurecht, wie er sie braucht. In Italien wird man künftig ebenfalls zur Befrähigung einer sachlichen Gesinnung bei dem barlosen Mann Mussolini schwören müssen, nicht beim Barte des Propheten, den etwa der Muselmänn anruft, wenn er die Hand zum Eid erhebt.

Billy Bushoff bricht an seinem 2. diebstäubigen Vortragsabend am 14. abends 8 Uhr im Reiteraal „Die Sanfte“ von Doko-jenski.

Der Verein der Künstlerinnen, Schönberger Wer 38, eröffnet am 16. eine Ausstellung von Plastik und Gemälden. Eintritt frei.

Die Humboldt-Hochschule veranstaltet eine Vortragsreihe „Der Künstler und sein Werk“ mit Lichtbildern. Es werden u. a. sprechen die Künstler: Prof. Böhm, Wehlein und Belling. Beginn: 14. Januar, Freitag 8 1/2-9 1/2 Uhr, Dorosthenstraße 12.

Der Hauptausschuß tagt.

Vorbereitung der Etatsberatung.

Im Einverständnis mit dem Vizepräsidenten ist der Ausschuß für den Reichshaushalt am Montag nachmittag zusammengetreten, um die Beratung des Haushaltsplanes für 1927 aufzunehmen.

Vor Eintritt in die Tagesordnung wurde von der kommunistischen Fraktion die Forderung gestellt, die Beratungen solange auszuweichen, bis eine verantwortliche Regierung vorhanden ist. Der Vorsitzende, Genosse Heimann, widersprach diesem Antrag und ersuchte den Ausschuß im Interesse einer ruhigen und gründlichen Beratung des Etats die planmäßige Zeit nicht ungenutzt verstreichen zu lassen, sondern in den anderthalb Wochen bis zum Zusammentritt des Plenums (19. Januar) die Etatsberatung durch möglichst ausgedehnte Ausschußsitzungen zu fördern. Er machte den Vermittlungsvorschlag, bei der Beratung der Einzelrats die politischen Fragen zunächst zurückzustellen und sie erst dann zu verhandeln, wenn eine verantwortliche Regierung vorhanden sei.

Nach längerer Geschäftsordnungsdebatte wurde dem Vorschlag des Vorsitzenden von allen Fraktionen mit Ausnahme der Kommunisten zugestimmt. Einstimmig angenommen wurden auch die Vorschläge des Vorsitzenden bezüglich der Verteilung der Referate und der Einteilung der Beratung, durch die die rechtzeitige Fertigstellung des Etats vor Beginn des neuen Etatsjahres sichergestellt werden soll.

Nach Eintritt in die Tagesordnung ermächtigte der Ausschuß die Regierung, im Borgeh auf Anforderungen im Etat 1927 eine Reihe von Bauvorhaben, die von keiner Seite bestritten wurden, schon jetzt in Angriff zu nehmen, um auf diese Weise alsbald neue Arbeitsmöglichkeiten zu schaffen.

Sodann nahm der Ausschuß den vom Abg. Hergt erstatteten Bericht des für Subventionsmaßnahmen der Reichsregierung eingesetzten Unterausschusses entgegen. Die Beschlüsse des Unterausschusses ruhen auf einem von der Sozialdemokratie gestellten Antrag und sind von uns seinerzeit im einzelnen genau dargelegt worden. Die Beschlüsse des Unterausschusses wurden nur von dem kommunistischen Redner, die ihm nicht weit genug gingen, bemängelt. Genosse Heimann konnte ihm nachweisen, daß das, was er jetzt verlangt, bereits in dem sozialdemokratischen Antrag gefordert worden war, ohne daß es trotz aller aufgewandten Mühe gelungen sei, eine Mehrheit dafür zu finden.

In der Abstimmung wurden die einzelnen Abschnitte der Beschlüsse des Unterausschusses teils einstimmig, teils mit allen Stimmen gegen die der Kommunisten angenommen.

Grzesinski in Düsseldorf.

Soziale Pflichten der Wirtschaft.

Düsseldorf, 10. Januar. (WZ.) Der preussische Minister des Innern Grzesinski, der auf einer Besichtigungstour durch die Rheinlande heute hier weilte, führte in einer Konferenz mit Vertretern der Wirtschaft und des Handels, der Arbeitgeber- und der Arbeitnehmererschaft u. a. aus:

Wenn in wirtschaftlichen Kreisen die Auffassung besteht, daß für die älteren Erwerbslosen mit einer dauernden Erwerbslosigkeit gerechnet werden muß, so haben Regierung und Wirtschaft hier die Aufgabe, ehe die Verelendung weitergreift, vorzubeugen und zu helfen, wo es geht, und man wird von der Wirtschaft verlangt, daß sie einen Teil der dadurch entstehenden Lasten mitträgt. Man darf dabei nicht vergessen, daß der Vertrag von Versailles dem gesamten deutschen Volk eine ungeheure Last auferlegt hat. Die besonderen Schäden der Rheinprovinz, die durch die Besetzung entstanden sind, müssen wieder gutgemacht werden, und die Staatsregierung wird hier im Rahmen des Möglichen alles tun. Das für den Bau der Autostraße Köln-Düsseldorf von der Provinzverwaltung geforderte Recht der Abgabenerhöhung hat der preussische Staatsrat trotz aller Bedenken als berechtigt anerkannt. In der Frage des Städtebaugesetzes kann die Staatsregierung augenblicklich nichts mehr tun. Das Gesetz liegt jetzt dem Landtag vor. Der Minister versicherte zum Schluß, daß er der Wirtschaft überall da helfen würde, wo er helfen könne.

Der Minister wird morgen seine Reise nach Köln fortsetzen.

Erklärungen der Kantoneregierung.

Die Fremden haben nichts zu fürchten.

London, 10. Januar. (WZ.) Der kantonessische Minister des Äußeren Tschang hat der „Daily News“ in Erwiderung auf eine Anfrage des Blattes folgendes Telegramm gefandt: Die Ausdehnung der nationalen Kontrolle auf die britische Konzession in Hankau ist in sich selbst die größte Garantie, daß das Leben und Eigentum britischer und anderer Staatsangehöriger in der Konzession von meiner Regierung geschützt werden soll und muß. Solange die Konzession unter rein britischer Kontrolle verbleibt, war es nicht die Pflicht meiner Regierung, für den Schutz der dort befindlichen Ausländer zu sorgen. Beht aber, wo die Konzession aufhört, ein Stück des unbefreiten Chinas zu sein, betrachtet meine Regierung den wirksamen Schutz der Engländer und anderer Ausländer in Hankau als ein Lebensinteresse des nationalen Chinas.

Indien warnt England.

Bombay, 10. Januar. (WZ.) Die Auffassung der indischen nationalen Presse über die Ereignisse in China kommt in dem „Bombay Chronicle“ zum Ausdruck, der die gegenwärtige Lage auf „die rückstufende Unterdrückung und Ausbeutungspolitik gegenüber China“ zurückführt. Das Blatt wirft den britischen Politikern vor, sie hätten den Ernst der chinesischen Lage nicht begriffen, als bereits die ganze Welt darüber sprach, und äußert Zustimmung zu dem China-Manifest der britischen Arbeiterpartei, das u. a. die Zurückziehung der Kriegsschiffe verlangt. „Indian Daily Mail“ rät zu einer Politik der Versöhnung und Schuld; wenn Großbritannien sich zu einer Politik des Zwanges entschließen sollte, würde es alsbald isoliert dastehen.

Um Rußlands Schuld bei Frankreich. Der nach Moskau abgereiste Direktor der Rußlandabteilung im französischen Außenministerium wird der Sowjetregierung die grundsätzliche Anerkennung der russischen Gesamtverschuldung an Frankreich und der Entschädigungspflicht für die durch die Revolution geschädigten französischen Staatsbürger in Rußland nahelegen. Frankreich ist seinerseits bereit, der Sowjetunion bei der Aufnahme der Schuldentilgungen ein längeres Moratorium einzuräumen, sowie gewisse Konzessionen in der Frage der jährlichen Zahlungen zu machen. Bei Entgegenkommen der Sowjetregierung beschließt die französische Regierung, wie verlautet, Rußland industrielle Lieferungskredite einzuräumen.

Sechs mexikanische Bischöfe verhaftet. Nach einer Meldung der Associated Press aus Mexiko ist über Pascual Diaz, Bischof von Tabasco und Sekretär des mexikanischen katholischen Episkopats, und über fünf andere Bischöfe die Haft verhängt worden.

Die Giftgasfabrik in Trozk.

Bekundungen zweier Augenzeugen. — Reichswehr- und Tscheka-Agenten Hand in Hand. — Soll das so weitergehen?

Durch eine Parteikorrespondenz hat Genosse Reichstagsabgeordneter Franz Künstler einen Artikel veröffentlicht, der den unwiderleglichen Beweis für die dreifache Verlogenheit bietet, mit der die Kommunisten bisher alle Veröffentlichungen über Beziehungen zwischen Sowjetrußland und gewissen Organen der Reichswehr abgeleugnet haben. Genosse Künstler schreibt:

„Es bot sich mir Gelegenheit, mit zwei Genossen zu sprechen, die beide als Arbeiter im ersten Halbjahr 1926 in der Giftgasfabrik tätig waren, die das Reichswehrministerium durch seine Dienststelle „Gesu“ in Rußland errichten ließ.“

Ich lasse nun meine Fragen und die Antworten der Genossen, die seit vielen Jahren Mitglieder der Sozialdemokratischen Partei sind, im Wortlaut folgen:

Frage: Wie seid ihr nach Rußland gereist?

Antwort: In Gruppen von 4 bis 20 Mann, mit Einzelpässen über Riga, Sebeles, Krasnodar nach Trozk.

Frage: Wann war das?

Antwort: Im Dezember 1925.

Frage: Wo liegt dies Trozk?

Antwort: Einige Bahnstationen vom Samara, an der Wolga.

Frage: Was habt ihr dort fabriziert?

Antwort: Phosgen und Gift, also wie man im Kriege sagte, Giftkreuz und Blaukreuz.

Frage: Wie wurde das gemacht?

Antwort: Es wurden Spezialmaschinen aufgestellt. Ein Teil der Fabrik bestand aus einem besonderen Hüllraum zur Abfüllung von Gasgranaten im Umfang von einer Million Stück.

Frage: Wer betrieb diese Fabrik?

Antwort: Seit dem Jahre 1924 die Firma Stolzenberg in Hamburg.

Frage: Was ist das für eine Firma?

Antwort: Das ist die Chemische Fabrik von Dr. Hugo Stolzenberg, Hamburg 28, Rüggenburger Schleuse.

Frage: Welcher politischen Richtung gehört Herr Stolzenberg an?

Antwort: Stolzenberg ist völkisch, Mitglied der nationalsozialistischen Partei.

Frage: Kam Herr Stolzenberg selbst nach Trozk?

Antwort: Ja, sehr häufig.

Frage: Hatte Stolzenberg als Halantkruzierer in Rußland keine politischen Schwierigkeiten?

Antwort: Nein, gar keine.

Frage: Wer hatte die geschäftliche Leitung des Betriebes?

Antwort: Geschäftsführer der Firma Stolzenberg in Trozk war Regierungsbaumeister Direktor Rasch, auch ein Schwarzwehrtrotzer.

Frage: Wer hatte diesen Stolzenberg beauftragt?

Antwort: Die Reichswehr-Gesellschaft „Gesu“.

Frage: Wist ihr, was „Gesu“ heißt?

Antwort: Ja. „Gesellschaft zur Förderung gewerblicher Unternehmungen.“ Das ist nur ein Deckwort.

Frage: Wie war eure Bezahlung?

Antwort: Sehr gut; es wurde in deutschem Gelde gezahlt. Die Arbeiter erhielten 700 bis 900 Mark monatlich. Darin war einbezogen die Heimatzahlung und die Befahrenzulage, die von Fall zu Fall festgesetzt wurde. Die Befahrenzulage wurde gewährt wegen der Gasgefahr.

Frage: Wieviel Arbeiter waren zu eurer Zeit in Trozk beschäftigt?

Antwort: 15 Meister und etwa 30 Arbeiter.

Frage: Wurden die 700 bis 900 Mark in Rußland voll ausbezahlt?

Antwort: Nein, in Rußland wurde nur die Abrechnung mit uns gemacht. Ein Exemplar der Lohnabrechnung ging an die Reichswehr-Gesellschaft Gesu in Berlin, die dann mit Stolzenberg verrechnete. Stolzenberg hatte in Berlin ein Bureau in der Reichstr. 9, während das Bureau der Reichswehr-Gesellschaft in der Reichstr. 11 war.

Frage: Welche Abzüge wurden von eurem Lohn gemacht?

Antwort: Die Steuerabzüge gingen an das jeweilig zuständige deutsche Finanzamt.

Frage: Wurden denn keine Soziallasten abgezogen?

Antwort: Nein, wir waren durch einen Pauschalvertrag des Reichswehrministeriums, Abteilung Gesu, bei der Versicherungs-Gesellschaft „Albina“ in Hamburg versichert.

Frage: Gab es einen Betriebsrat?

Antwort: Nein.

Frage: Wie lang war die Arbeitszeit?

Antwort: Acht Stunden, für russische Schwerarbeiter sechs Stunden, die nach einem 17köstigen Tarif bezahlt wurden.

Frage: Wo wohnt ihr?

Antwort: Gemeinsam in Holzhäusern, die von der russischen Gesellschaft Metachim zur Verfügung gestellt waren.

Frage: Wo aht ihr?

Antwort: In unseren Blockhäusern, wo wir bis zu 20 zusammenwohnten, wurde gemeinsame Küche gehalten und das russische Personal von uns gemeinsam bezahlt.

Frage: Wie hieß offiziell die Fabrik?

Antwort: Russ Germanokaja Fabrika Berjol, das heißt:

Russisch-deutsche Versuchfabrik.

Frage: Was ist das „Berjol“?

Antwort: Berjol ist ein explosives Salz.

Frage: Waret ihr in eurer Freiheit beschränkt?

Antwort: Ja; unsere Briefe wurden zensiert, und wir durften keine sozialdemokratischen Zeitungen abonnieren. Die reaktionären Zeitungen, „Münchener Neuzeit Nachrichten“, „Hamburger Nachrichten“, „Dresdener Nachrichten“, dagegen waren erlaubt. Sozialdemokratische Blätter sind nie durchgekommen. Es war ausgeschlossen, sie zu erhalten. Dafür durften wir einen deutschen Kollegen, der kein Russisch verstand, in den Dissoziet wählen. (1)

Frage: Was geschah für eure Gesundheit? Der Betrieb ist doch sehr gefährlich.

Antwort: Es waren zwei Ärzte der aktiven Reichswehr nach Trozk abkommandiert, ein Stabsarzt und ein Unterarzt.

Frage: Kamem noch andere deutsche Offiziere nach Trozk?

Antwort: Jawohl; der Betrieb wurde oft von deutschen Offizieren kontrolliert, die von der Reichswehr-Gesellschaft Gesu abgefangen waren.

Frage: Wie benahmen sich denn die Sowjetbehörden zu den Offizieren?

Antwort: Sehr zuvorkommend.

Frage: Wie heißen diese Offiziere?

Antwort: Einer hieß Oberst von der Liedt; ein anderer Major Thunke; er hatte sich den falschen Namen Leichmann beigelegt.

Frage: Womit begannen die Arbeiten in Trozk?

Antwort: Die Fabrik wurde unter deutscher Leitung mit russischen Arbeitern montiert. Dann wurden zur Inbetriebnahme 30 bis 40 Arbeiter und Werkmeister aus Deutschland geschickt.

Frage: Aus welchen Städten stammten die deutschen Arbeiter?

Antwort: Aus Berlin, Frankfurt a. M., Halle und Hamburg.

Frage: Wurdet ihr zu besonderem Schweigen verpflichtet?

Antwort: Ja; man drohte uns wiederholt mit der Tscheka, die uns nicht wieder lebend aus Rußland herauslassen würde, wenn wir etwas nach Hause schrieben. Dann drohte man uns auch mit Landesverratsprozessen in Deutschland. Wir mußten einen Kontrakt unterzeichnen, der folgenden Wortlaut hat:

„Es wird Ihnen ausdrücklich zur Pflicht gemacht, über sämtliche Ihnen in Rußland direkt oder indirekt bekannt werdende Vorgänge, sowie über Ihre Tätigkeit und über alle Ihnen bekannt werdenden Geschäftsverhältnisse nach außen hin sowie auch im Betriebe selbst das strengste Stillschweigen zu bewahren, wie Ihnen auch strengstens Veröffentlichungen und Vorträge irgendwelcher Art ohne Ausnahme untersagt sind. Verstöße hiergegen ziehen sofortige Entlassung und evtl. Schadenersatzanspruch und zivilistische Ahndung durch die in Frage kommenden Gerichte nach sich.“

Frage: Wieso dürft ihr jetzt sprechen?

Antwort: Unser Vertrag ist gelöst und Genosse Scheidemann hat ja im Reichstag alles schon aufgedeckt.

Frage: Waren auch andere deutsche Firmen am Aufbau der Fabrik in Trozk beteiligt?

Antwort: Ja, Siemens-Schuckert lieferte die elektrischen Anlagen, Lindes Eismaschinen, die Kompressoren und Rudolf Meyer in Hamburg die Fernheizung.

Frage: Warum habt ihr schließlich die Arbeit eingestellt?

Antwort: Es wurde gearbeitet bis zur großen Ueberschwemmung im Mai 1926. Das Hochwasser der Wolga war zwei Meter hoch. Der Winter war besonders streng gemessen. 35 Grad Kälte und furchtbare Stürme. Das Frühjahr kam sehr spät. Infolgedessen kam die Schneeschmelze zu spät.

Frage: Wie lange dauerte das Hochwasser?

Antwort: Die ganze Fabrik stand wochenlang unter Wasser. Es bestand große Gefahr, daß zwei Tonnen Phosgen, die schon produziert waren, durch das Hochwasser aus ihren Behältern befreit wurden. Das wäre für uns alle und für eine weite Umgebung tödlich gewesen. Es mußte fieberhaft gearbeitet werden, um das zu verhindern.

Frage: Was geschah nach dem Hochwasser?

Antwort: Nachher wurden die Maschinen wieder instand gesetzt. Es wurden Verhandlungen über die neue Inbetriebnahme geführt. Die Russen wollten in Zukunft die Reichswehrgelder direkt bekommen, um die Fabrikation mit eigenen Kräften fortzusetzen. Die Russen versuchten von da ab, Stolzenberg herauszuzwickeln und zu schikanieren. Sie beschwerten sich über Stolzenberg bei der Reichswehr-Gesellschaft. Die bezeichneten den Stolzenberg als einen Betrüger, der die Reichswehr um viele Millionen Mark betrogen habe.

Frage: Wieso konnten denn solche Börmärkte gemacht werden?

Antwort: Die Russen haben Stolzenberg als Schwindler bezeichnet, weil tatsächlich ungenügende Ergebnisse erzielt wurden. Es wurden zwar einige Tonnen Phosgen produziert und Füllhallen zur Abfüllung von Gasgranaten gebaut, aber abgefüllt wurde nicht, da uns die Ueberschwemmung zuvorkam. (1)

Frage: Wurden die Löhne pünktlich bezahlt?

Antwort: Nein, es herrschte eine Reiseunzufriedenheit unter den Arbeitern und eine große Unruhe, weil unsere Angehörigen aus Deutschland schrieben, daß sie das Geld, das ihnen überwiesen werden sollte, nicht erhalten hatten. Wir drohten mit den deutschen Gerichten, stellten ein Ultimatum, da hieß es gleich: „Um Gotteswillen, das gibt einen größeren Skandal als den Barmat-Skandal“, und unsere Angehörigen erhielten ihr Geld.

Frage: blieb dann alles bis zum Schluß in Ordnung mit der Bezahlung?

Antwort: Nein, ein Teil von uns hat wegen rückständiger Gelder noch Mitte Mai 1926 in Berlin in der Reichstr. 11 im Bureau der Reichswehr-Gesellschaft Gesu dem dort anwesenden Herrn von Borries einen Krach machen und mit den Gerichten drohen müssen. Zuerst sagte Herr von Borries: „Wendet euch an Stolzenberg, wir haben mit ihm abgerechnet!“ Auf unsere Drohungen mit dem Gewerbegericht wurde er windelweich. Herr von Borries war einer der Leiter der Gesu.

Frage: Existiert die Firma Stolzenberg heute noch?

Antwort: Sie kam unter Geschäftsaufsicht und machte später Pleite. Ein Herr Bauer übernahm alle Aktien und Passiven. Die Gläubiger bekamen 33% Proz.

Frage: Gibt es die Fabrik in Trozk heute noch?

Antwort: Das wissen wir nicht. Nach der Ueberschwemmung wurde Stolzenberg ausgeschaltet, die russische Metachim-Gesellschaft verlangte, daß mit Stolzenberg Schluß gemacht würde. Darauf wurden wir deutschen Arbeiter Mitte Mai 1926 nach Deutschland abgeschoben. Es blieb nur ein Nachkommando der Reichswehr-Gesellschaft Gesu, die sich unterdessen in „Wito“, d. h. Wirtschaftskontor, umgetauft hatte.

Es besteht also kein Zweifel mehr, daß Reichswehr und Sowjetrußland gemeinsam Giftgas fabriziert haben, um die Reichswehr für den Bürgerkrieg mit diesem entscheidendsten aller Kampfmittel auszurüsten.

Erhöhung des Wehretats.

Auch in Sowjetrußland.

London, 10. Januar. (WZ.) Der Sowjetfinanzkommissar forderte heute in Moskau in einer Erklärung die Erhöhung der Kosten für die nationale Verteidigung um 100 auf insgesamt 702 Millionen Rubel für 1927. Der Finanzkommissar erklärte, bei einem Nachbar wie Billrubski, der durch Chamberlain und Poincaré gedeckt sei, sei es nicht erforderlich, die Notwendigkeit der erhöhten Ausgaben für die Armee zu begründen. Sowjetrußland werde nicht die Zahl der Truppen vermehren, sondern Ausrüstung und Befähigung des Heeres verbessern. Das gesamte Budget der Sowjetunion für 1927 beträgt 7760 Millionen Rubel gegenüber 6921 Millionen Rubel für das Jahr 1926.

Die „Vaterländischen“.

Was der Reichsbund will.

Kögen die Gelben sich nennen wie sie wollen, das ändert nichts an ihrer Farbe, ihren charakteristischen Untugenden, die ihnen stets die gebührende Berachtung in den Augen der großen Masse der Arbeiterschaft sichern werden. Die Freiheiten des Arbeitsverhältnisses geben davon aus, daß sie sich durch ihre ausgesprochene Bereitwilligkeit, der organisierten Arbeiterschaft jederzeit in den Rücken zu fallen, bei den Unternehmern anbieten und sich so vielleicht Sonderprivilegien verschaffen können, während sie ja ohnehin — ohne auch nur einen Finger trumm zu machen — an all den Verbesserungen mit zehren, die die Gewerkschaften erreicht haben und noch erreichen. Denn trotz des idiotischen Idealmantelchens, das sie sich umhängen, waren sie noch niemals so blöde, auf eine Lohnerrhöhung zu verzichten, die die organisierte Arbeiterschaft durchgesetzt hat. Bei aller Borniertheit, die bei den Mitläufern der „nationalen“, „vaterländischen“, „werkfriedlichen“ und „werksgemeinschaftlichen“ Gelben mit im Spiele sein mag, ist doch die Triebfeder bei dem Verhalten dieser Gesellschaft eigentlich nichts anderes als nackte, brutale Selbstsucht.

In einem Artikel des Vorsitzenden des Reichsbundes vaterländischer Arbeiter- und Werkvereine, Landtagsabgeordneter Willi Schmidt, Berlin-Friedenau, der kürzlich die Kunde durch die völkische Presse machte, um diesen „Reichsbund“ den Unternehmern in empfehlende Erinnerung zu bringen, findet sich eine Art programmatischer Erklärung:

„Die werksgemeinschaftliche Arbeiterbewegung steht allen marxistisch-revolutionären Erregungsfaktoren konter-revolutionär gegenüber, sie hat den stillen Mut (!), den Weg der Unpopularität zu gehen. Sie trennt sich grundsätzlich von der Arbeiterbewegung alten Schlages, den Gewerkschaften, die ohne Ausnahme an der Auffassung des natürlichen Klassenkampfes zwischen Unternehmer und Arbeiter festhalten, sie erkennt an, daß die beiden Träger der Wirtschaft — Arbeitnehmer und Unternehmer — die beiden erhaltenden, schaffenden und lebendigen Kräfte des Betriebes sind, die in enger, verständnisvoller Verbundenheit alles erreichen müssen, was notwendig ist, um den Produktionsorganismus, also die Wirtschaft, aufrecht zu erhalten und neu zu gestalten.“

Aus dieser schwülstig-verlogenen Phrasologie geht lediglich der gesunde Gegensatz zur Gewerkschaftsbewegung hervor.

Wenn die Gelben nichts wissen wollen von den „revolutionären Erregungsfaktoren“, weshalb ihre Anstrengungen um die Anerkennung als tariffähige Vertretung der Arbeiterschaft? Um den traurigen Mut, die „Unpopularität“ in den Reihen aller anständig denkenden Arbeiter in den Kauf zu nehmen, um sich beim Unternehmertum „populär“ zu machen, wird diese Gesellschaft niemand beneiden. Und wenn die Wirtschaft nur mit den Gelben aufrecht erhalten werden könnte, oder doch auf deren Unterstützung angewiesen wäre, dann wäre es wahrlich bisher recht übel um die Wirtschaft bestellt gewesen.

Rehr positio ist der zweite Teil des Gelbenprogramms gehalten:

„Die werksgemeinschaftliche Arbeiterschaft hat die Meinung, daß das gewerkschaftlich-schematische Tariffsystem und die Herabwürdigung der Arbeitkraft zu einer „Ware“ viel aufkeimendes, positiv sich auswirkendes Streben, viel Arbeitswillen vertümmern lassen. Die Wirtschaft, jeder einzelne Betrieb muß sich individuell entwickeln, wenn die Gesamtwirtschaft aus dem heutigen Zusammenbruch herauskommen will. Wir haben uns scharf abzuwenden von der marxistisch-sozialistischen Experimentier- und Vogel-Strauß-Politik, die die Steuergrößen des armsten Volkes der Welt vergeudet.“

Ein Musterinstitut der Reichsbahn.

Das jeder Beschreibung spottet.

Aus Eisenbahndirektionen wird uns geschrieben: In der Bernburger Str. 24 liegt das Sozialversicherungs-Büro der Reichsbahndirektion Berlin. Die Räumlichkeiten erinnern an die eines Altredeshändlers oder an eine Pland-Behandlungsanstalt. Die an und für sich sehr langer Zeit viel zu knapp bemessenen Büroausmutter sind mit Schränken, Aktenbündeln und sonstigen Utensilien dertüchtig vollgepropft, daß das beschäufelte Bureaupersonal nicht in der Lage ist, für die Ordnung und sachgemäße Abwicklung der geschäftlichen Obliegenheiten aufzukommen.

Der Korridor aber gleicht einem Schlingengraben. Sämtliche Zugänge zu einer Anzahl Büroräume sind „ordnungsgemäß“ durch Spinde jeglicher Art verbarrikadiert. Doch unter diesen Umständen die dort abzufertigenden Krankenkassenmitglieder usw. in unangenehme Lagen gebracht werden, erscheint selbstverständlich. Die in den Zimmern tätigen Beamten haben offenbar einen Pfeifenklub gegründet, wodurch die an und für sich schlechte Luft zum Schaden der dort erscheinenden Kranken noch verschlechtert wird.

Ein Beamter nach dem anderen schießt die abzufertigenden Mitglieder — der Zuständigkeit halber — nach diesem oder jenem Zimmer, bis schließlich das abzufertigende Mitglied in dem ersten Zimmer wieder landet, nachdem es das ganze Labyrinth durchlaufen hat. Dies kommt daher, daß die Beamten ihre Arbeiten in den zur Verfügung gestellten Zimmern nicht ordentlich erledigen können und nun in irgendeiner Ecke einen Arbeitsplatz suchen.

Das geschieht im Jahre 1927 in der Betriebskrankenkasse der Reichsbahndirektion Berlin mit 27000 Mitgliedern, zuzüglich der Pensionskassenabteilung A, 13, des Bezirks-

Wie will das Scharfmachertum die Forderung auf Tariffähigkeit der Gelben weiterhin begründen, wenn diese sich gegen das „gewerkschaftlich-schematische Tariffsystem“ erklären? Die weitere Reinigung der „werksgemeinschaftlichen“, daß die Arbeitskraft zu einer Ware herabgewürdigt sei, kann sich doch nur gegen die privatkapitalistische Wirtschaftsordnung richten, obwohl der Vorsitzende des Reichsbundes der „Vaterländischen“ den Gewerkschaften unterstellen möchte, daß sie diese „Herabwürdigung“ verschuldet hätten. Wir wollen jedoch zugeben, daß der den Gelben gemachte Vorwurf

die Gefinnung zu einer Ware herabgewürdigt

zu haben, weit schlimmer ist, zumal er stichhaltiger ist. Was aber die „Bergeudung von Steuergrößen“ betrifft, so müssen die vom Unternehmertum ausgehaltenen Bünde der Gelben es schon der organisierten Arbeiterschaft überlassen, über die Verwendung ihrer Beiträge zu bestimmen.

Die „Vaterländischen“ sind zwar arbeitslos stolz darauf, daß die Arbeiterpresse sich gelegentlich mit ihnen befaßt, und leiten aus der moralischen Enttäuschung, die sie dabei erfahren, den Beweis ab, „daß der Werksgemeinschafts-Gedanke sich Bahn bricht“, klagen jedoch darüber, „daß die Werksgemeinschaftsgegner weder sachliche Einwände anzuführen in der Lage sind, noch daß sie sich auch nur bemühen, den Werksgemeinschaftsgedanken innerlich zu erfassen“. Was daran zu erfassen ist, zeigen die zitierten Erklärungen. Mit Genugtuung aber werden „die führenden Tageszeitungen und die Zeitschriften der Wirtschaft und Wissenschaft“ (!) erwähnt, „die diese ideale, aber doch, was betont sei, reale Idee einer neuen Wirtschaftsordnung“ (?) behandelten.

Das Organ des Verbandes Sächsischer Industrieller, die „Sächsische Industrie“, das Organ der rheinisch-westfälischen Handelskammern, die „Wirtschaftlichen Nachrichten für Rhein und Ruhr“ in Essen, eine Zeitschrift „Lehnt voran“ und die „Deutsche Bergwerks-Zeitung“ in Essen werden in diesem Zusammenhang genannt. Aus letzterem schwerindustriellen Schutzorgan der Gelben wird ein Satz zitiert, der sich aus tatsächlichen Gründen gegen die überaus starke Betonung des „nationalen“, des „vaterländischen“ Beiwerks wendet, das schon derart in Mißkredit unter der Arbeiterschaft gekommen ist, daß es beim Simpelsang mehr schadet als nützt. Die „Bergwerkszeitung“ schmeichelt deshalb den „Werkfriedlichen“, um sie zu bewegen, davon abzulassen:

„Die Verbreitung des Werksgemeinschaftsgebändens, die Schaffung von Werksgemeinschaften, sind

an sich schon eminent vaterländische Taten.

so daß es der besonderen Hervorhebung dieser nicht mehr bedarf. Andernfalls könnte leicht ein Abgleiten in politische Debattierklubs erfolgen.“

Der Reichsbundvorsitzende bestreitet die Berechtigung dieser Beforgnis und beruhigt seine Götzner. In dem Betrieb erfolge das große Ringen der Befreiung der Arbeiterschaft aus den Fesseln des Marxismus, der Kampf für Werksgemeinschaft gegen Wertentfremdung und Wertgegnerschaft. Es müsse Sache der deutschen Wirtschaft sein, dem Werksgemeinschaftsgedanken eine volle und ehrliche Beachtung zuzuwenden. Was man im unehrlichen Spiel der Gelben so unter ehrlich versteht.

Ohne den Erfolg der Anstrengungen des reaktionärsten Teils des Unternehmertums um die Gelbenzüchtung zu überschätzen, müssen wir doch das ganze Treiben im Auge behalten und insbesondere in den Betrieben den „Werkfriedlichen“ auf die Finger sehen.

auschusses II mit 28000 Versicherten, und der Abteilung für Unfallversicherung und Rentenversicherung und Kranken- und Hinterbliebenenkasse. Gleichzeitig werden dort auch die Arbeiten für den Verband der Reichsbahnbetriebsfrankenkassen bearbeitet und die in letzter Zeit neu hinzugekommene Unfall- und Rentenberechnung des Eisenbahnausbesserungswerkes Schneidemühl.

Hat denn die Reichsbahndirektion Berlin als Arbeitgeber nicht sozial Verständnis, daß in den ihr unterstellten Versicherungsinstituten genügend Räumlichkeiten vorhanden sein müssen? Das Gesamtinstitut muß in zeitgemäßen Räumen untergebracht werden, so daß für eine ordnungsgemäße und schnelle Abwicklung der Geschäfte Sorge getragen wird.

Sind Notstandsarbeiter minderen Rechts?

Im Reichsarbeitsministerium ist zur Beseitigung der Einschränkung der den Notstandsarbeitern zustehenden Rechte auf dem Gebiete des Arbeiterschutzes und des Arbeitsrechts, so z. B. in der Frage der Betriebsratswahlen, des Lohnlagerechts usw. bis zur Stunde noch nichts unternommen worden. In einer gemeinsamen Beratung des volkswirtschaftlichen und sozialpolitischen Ausschusses des Reichstages ist bereits eine Entschließung zur Gleichstellung der Notstandsarbeiter mit den freien Arbeitern angenommen worden. Es ist damit zu rechnen, daß auch das Plenum des Reichstages dieser Entschließung beitrifft. Unter diesen Umständen sollte das Reichsarbeitsministerium nicht zögern, die von den Gewerkschaften wiederholt gestellte Forderung, daß auch den Notstandsarbeitern die den anderen Arbeitern zustehenden Rechte gewährt werden, zu erfüllen.

Die Opposition im Fleischerverband.

Man schreibt uns: Jeder Zirkus hat seinen Clown, warum sollte nicht die „Rote Fahne“ es und zu mal zur Belustigung auch der Fleischergefellten beitragen. Steht da in großer Aufmachung in der „Fahne“ vom 7. Januar etwas von einem oppositionellen „Sieg im Fleischerverband“ zu lesen. Den Lesern der „Fahne“, die ja an potemkinsche Dörfer gewohnt sind, wird erzählt, daß sämtliche Positionen des Sektionsvorstandes der Sektion I (Wurst- und Konservensfabriken) nunmehr in Händen der Opposition sind. Wir wollen der „Fahne“ die Boulette lassen, denken die besser informierten Gewerkschaftsmitglieder des Zentralverbandes der Fleischer, denn sie wissen, daß von den fünf Gewählten nur zwei parteipolitisch zur SPD. gehören und daß einer davon, gerade weil er die zersetzende Gewerkschaftsarbeit seiner Partei nicht mitmacht, zurzeit in ein Ausnahmeverfahren verwickelt ist.

Die übrigen drei sind parteipolitisch vollständig indifferent. So also sieht die sogenannte „Opposition“ aus.

Die „Rote Fahne“ und die Kommunistische Partei werden bei dieser Opposition sicher nicht auf ihre Kosten kommen, denn alle gewählten Oppositionellen sind bisher stets „reformistisch“ veranlagt gewesen.

Gehaltsbewegung im Ruhrbergbau.

Die Gehaltsverhandlungen zwischen dem Zechenverband und den technischen und kaufmännischen Angestellten im Ruhrbergbau über die Erhöhung des Grundgehalts um 10 Prozent sind gescheitert. Am Schluß der Verhandlung gaben die Angestelltenverbände folgende Erklärung ab:

„Der letzte Abbruch hat gezeigt, daß wir die Bedeutung und den Wert eines Abchlusses in freier Vereinbarung nicht verkennen. Angesichts des von dem Zechenverband gemachten Vorschlages sehen wir keinen Weg, etwa mit einer Änderung unserer Forderung zu dem von uns erstrebten Ziele der freien Vereinbarung zu kommen. Gegen die heutige Leistungsstufe an sich haben alle Angestelltenverbände die schwersten Bedenken.“

Die Angestelltenverbände haben sich sofort an den Schlichter in Dortmund zwecks Festlegung eines Schiedstermins gewandt.

Fortschritte in Oesterreich.

(383.) Das Jahresende hat ungefähr 200000 Angestellten in Oesterreich einen nicht zu unterschätzenden sozialpolitischen Fortschritt gebracht. Dank der Bestrebungen der freien Gewerkschaften ist es nach dreijährigem Kampfe gelungen, die gesamte Sozialversicherung in ein zusammenfassendes 148 Paragraphen zählendes Angestelltenversicherungsgefeß zu vereinigen. Dieses Geß umfasst mit teilweiser Verbesserung der bestehenden Einrichtungen folgende Versicherungszweige: 1. Krankenversicherung (Krankenpflege, Krankengeld, Wöchnerinnenhilfe, Begräbnisgeld); 2. Stellenlosenversicherung; 3. Unfallversicherung (Berlehtrenten, Heilberfahren, Hinterbliebenenrente für Witwen, Waisen und sonstige Hinterbliebene); 4. Pensionsversicherung (Invaliditäts- und Altersrente, Hinterbliebenenrente für Witwen und Waisen, einmalige Abfertigung).

Der Verwaltungsapparat der verschiedenen Versicherungszweige gestaltet durch seinen Aufbau einen weitgehenden Einfluß der freien Gewerkschaften. Durch eine Novelle wurde das Arbeitslosenversicherungsgesetz ergänzt. Die bestehenden Bestimmungen wurden auf ein Jahr verlängert und die in der Praxis entstandenen Härten der Auslegung des Gesetzes gemildert.

40 Jahre Metallarbeiterverband in Holland.

Der Niederländische Metallarbeiterverband kann am 15. dieses Monats auf ein 40jähriges Bestehen zurückblicken. In Rotterdam gehören von 12000 Metallarbeitern 6000 dem freigewerkschaftlichen Verband an. Die im Jahre 1887 in Rotterdam entstandene Organisation mußte schon zwei Jahre später ihre Feuerprobe bestehen, als der erste große Streik in der Rotterdamer Metallindustrie ausbrach. Da man keine Verbandskasse hatte, war der Streik zum Scheitern verurteilt. Inzwischen hatten sich jedoch verschiedene Gruppenverbände zu einer größeren Organisation zusammengedogen, die noch im Streikjahr in den Allgemeinen Niederländischen Metallarbeiterverband aufging. 1902 erhielt der Verband seinen ersten besoldeten Vorstehenden in dem Genossen E. J. J. Im Jahre 1906 nahm der Verband an der Errichtung des Niederländischen Gewerkschaftsbundes lebhaften Anteil.

Deutscher Bauergewerksbund, Fachgruppe Stud- und Gipsbau.

Alle Arbeitsangebote der Firma Bod u. Söhne in Jena müssen zurückgewiesen werden. Die Firma will unsere Thüringer Kollegen entlassen, weil sie nicht in Erford arbeiten wollen, obgleich nach dem Tarifvertrag die Erfordarbeit verboten ist. Kollegen, übt Solidarität! Bauergewerkschaft Berlin, Fachgruppe Stud- und Gipsbau.

Freie Gewerkschaftsjugend. Deutscher Dienst, 7 1/2 Uhr. Saen die Grunvorteil: Kranenbeim Städtisches Jugendheim Lührer Str. 45. 1. Erped. Bannagewerk: Die Presse — Die Anstaltsleitung. — Landsberger Glas: Gruppenheim Döbelnstr. 5. Porzhan: Die Stellung des Whälings im Betrieb. — Eichenberg: Gruppenheim Jugendheim Döbelnstr. 22. Bortran: Das Schmal- und Schmalholz. — Erped. Gruppenheim Schilf, Bienenbruder, 1034 (Dortmann). — Arik-Rauer-Werk. — Deutscher Metallarbeiterverband, Jugendabteilung: Wanderversammlung der Eisenarbeiter, Maschinen- und Autokraftschleifer im Verbandsheim Eisenstr. 33/35. — Oberkammer: Arbeitsgemeinschaft im Jugendheim Biedersteinerstraße, Berliner Str. 31. — Süßkreis: Eisenstr. bei Siedling, Reußstr., Bismarckstr. 14.

Verantwortlich für Politik: Dr. Carl Geetz; Wirtschaft: G. Altgast; Gewerkschaftsbewegung: R. Eckern; Revolution: Dr. John Schimanski; Soziales und Genosses: Fritz Rühl; Angelegen: H. Glöde; sämtlich in Berlin. Verlag: Formate-Verlag G. m. b. H. Berlin. Druck: Formate-Verlag Drucker und Verlagsanstalt Paul Smeier u. Co. Berlin SW 68, Lindenstraße 2. Hierzu 2 Beilagen: „Unterhaltung und Wissen“.

KATOT KATOT KATOT KATOT KATOT KATOT

Grosser WINTER Verkauf

Noch 5 Tage und Sie haben die günstige Gelegenheit verpaßt; denn nur bis zum 15. Januar sind unsere Preise teilweise bis zur Hälfte ermäßigt.

Keine Worte — nur Taten!

- | | | | | |
|--------------------|----------|----------------------|------------------|----------------|
| Herren - Anzüge | Mäntel | Sport- und Fahrpelze | Streifen - Hosen | Berufskleidung |
| Jünglings - Anzüge | Paletots | Chauffeur - Mäntel | Sport - Hosen | Trikotagen |
| Knaben - Anzüge | Ulster | Winter - Joppen | Arbeits - Hosen | Wäsche |

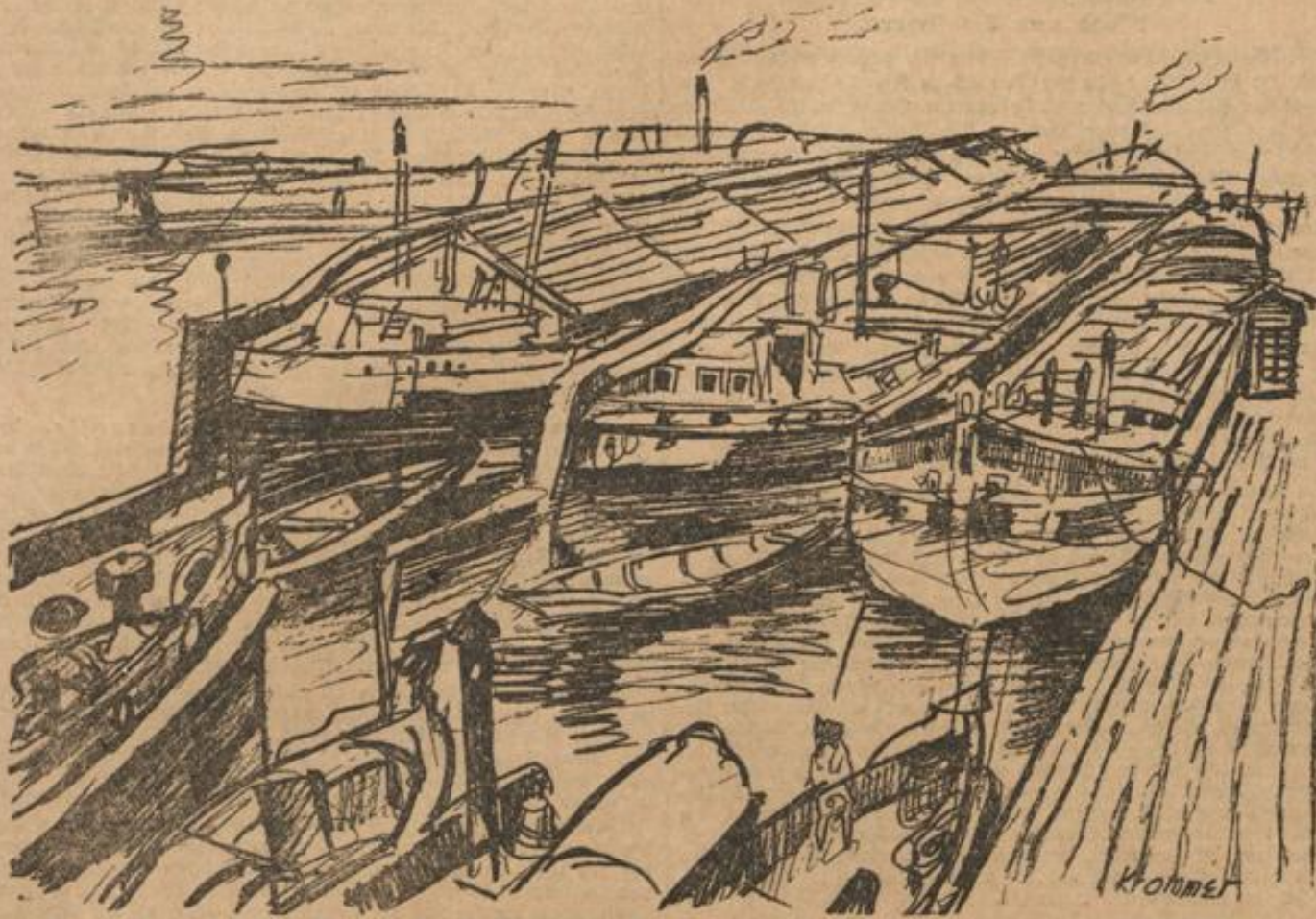
Alle Artikel in unseren elf Geschäften sind ausnahmslos im Preise ermäßigt!

KOHNEN & TORING BERLIN ALEXANDERSTR. 12

Zweiggeschäfte: Turmstr. 30a, Rosenhaller Str. 53, Brunnenstr. 126, Boxhagener Str. 30, Wiener Str. 11, Landsberger Allee 148, Frankfurter Allee 223, Naukölfn, Bergstraße 65, Friedrichshagen, Friedrichstraße 76, Niederschöneweide, Brückerstraße 15

KATOT KATOT KATOT KATOT KATOT KATOT

Zillen im Winterquartier.



Wenige Wochen vor Weihnachten beziehen die Zillen auch in Berlin ihr Winterquartier. Zwischen der Fischer- und Waisenbrücke und draußen an der Oberbaumbrücke liegen diese von ihnen. Dort sind die schwerfälligen Schlepplähne an den Pfählen festgemacht und warten, bis alle Wasserwege wieder fahrbar sind, um Anfang März mit neuer Ladung auf Fahrt zu gehen. „Zu Berg“ und „zu Tal“ fahren sie, nach Hamburg, Lübeck und nach den pommerischen Häfen, die Elbe aufwärts bis nach Böhmen, bald vom Schleppdampfer gezogen, bald durch Stafen oder Treibeln fortbewegt oder vom Wind getrieben, der sich in den rasch gefetzten Segeln fängt. Transportiert werden Bretter, Kauersteine, Kohlen Getreide, Metalle; Obst bringen eigentlich nur die Zillen aus Böhmen. Die Transportgenossenschaft in Berlin, die in Lübeck, Stettin, Magdeburg Geschäftsstellen hat, nimmt die Aufträge entgegen, die nach der Reihenfolge, in der sich die Schiffer eintragen lassen, vergeben werden. Der vergangene Sommer brachte ein lebhafteres Geschäft, da infolge des englischen Streiks viel Kohle ausgeführt wurde. Dann kann sich der Schiffer soviel ersparen, daß er mit seiner Familie die tote Zeit im Winter überdauert. Die Arbeit beschränkt sich dann auf eine gründliche Reinigung des ganzen Rahnes, der mit seiner 41 Meter Länge und nahezu 6 Meter Breite immerhin zu schaffen gibt. Mit Schrubber, Besen und Gleitkante rückt man dem von den letzten Ladungen zurückgebliebenen Staub zuleibe. In der kleinen Bohnkajüte am Heck des Rahnes wohnt die Frau für die oft vielköpfige Familie. Vom Deck fällt spärliches Licht durch die Glasluke. An den Wänden sind hinter einem Vorhang übereinander die Betten angeordnet. Ein Tisch und ein kleiner Eisenofen vervollständigen die Einrichtung. Der an die Wohnkajüte anstoßende leere Laderraum wirkt wie ein langgestreckter Tausaal.

Von den auf Deck befindlichen Pumpen laufen Rohrleitungen unter den Boden dieses Laderraumes. Zur Aufnahme der drei Mastbäume dienen große Gestelle mit Ausnehmungen und eisernen Halbringen. In einem geräumigen Kasten lagern säuberlich zusammengestellt die Segel, während man die 24 Meter hohen Masten in Stettin zur Aufbewahrung zurückgelassen hat. Große Schiffslampen mit vorchriftsmäßigen roten und grünen Scheiben stehen in einer Ecke. Durch ein Türchen, das der Eingang einer Hundehütte zu sein scheint, windet man sich in die Junggesellenwohnung am Bug. Hier hausen die Bootleute. Manche von ihnen besuchen den Winterkurs für Schiffer in Charlottenburg, um sich das Steueremannspatent zu erwerben. Andere schnitzen kleine Schiffsmodelle und malen kleine Delbilder, auf denen stolze Segelschiffe im Rumpfs mit mächtigen Meereswogen zu sehen sind und anderes mehr. Viele sind aber auch in die Heimat gefahren, um irgendwo Arbeit zu finden, die hinweg helfen soll über die lange Zeit des Winters. Sie wirken dann als Tagelöhner, als Zimmerleute, sie arbeiten beim Bauer, zuweilen auch auf eigenem Grund und Boden. Dann bauen und werken sie, um das ärmliche Haus in wohlhätigen Zustand zu erhalten. Oben auf Deck hat man die Schiebestaken mit einer Leine verbunden und hochgestellt, und lustig flattert die Wäsche im Wind. Neben dem mächtigen Steuerruder schaukelt leise das Weiboot, von der benachbarten Zille bellt ein Spitz herüber, und manche Antenne auf Deck beweist, daß auch der Schiffer mit den technischen Errungenschaften seiner Zeit Schritt hält — vorausgesetzt, daß sie nicht viel kosten. Umbräut vom Großstadtverkehr, schlafen die Zillen. Fast scheint es, als sähe man einen Schiffsfriedhof, in dem sich die alten, abgenutzten Rähne zur großen Ruhe versammelt hätten.

Die Wunder der Klara van Haag.

59] Von Johannes Buchholz.
Aus dem Dänischen überfetzt von Erwin Magnus.
Eine Woche später kam Hedwig unangemeldet heim. Die Mutter war bestürzt, sie sowohl in den Kleidern wie in der Sprache in eine Dame verwandelt zu sehen, und wagte nicht, sie an sich zu ziehen, sondern blieb vor ihr stehen und weinte. Der Vater hingegen strahlte vor Willkommensfreude. Er legte alle Arbeit beiseite, um bei ihr zu sitzen, mit ihr zu reden und sie anzusehen. Donnerwetter, was für eine Tochter man auf seine alten Tage bekommen hat, sagte er mehrmals bewundernd. Hedwig fühlte einen Stich vom Trotz der Kindheit in sich, als sie ihn sah, aber das verschwand schnell. Sie waren ja beide jetzt neutral. Während sie seine Bewunderung einkassierte, war auch keine Zeit für anderes.
„Du hast dich wirklich verändert,“ sagte er lächelnd.
„Du auch.“
„Ach, zu meinem Vorteil?“
„Glaubst du, etwas anderes wäre möglich gewesen,“ sagte sie nachdenklich, aber dann lachten sie beide und waren gute Freunde.
Hedwig ließ ihn alles erzählen, was sie im voraus aus den kurzen Briefen der Mutter wußte. Am meisten von der Gnädigen, die das Glück über das Haus ausgeschüttet hatte, über Siverts Ehe und den Ziegeleihandel. Ueber letzteres sprach er weiter, und während er seine eigenen Worte anhörte, ging etwas in ihm vor. Den ganzen Winter hatte er sich tot gewünscht. War es da nicht rein zum Erstaunen, daß er sich jetzt die Ziegelei als ein großartiges Unternehmen schildern hörte, das ihm bisher täglich Freude verschafft hatte und ihnen zudem bald großen Reichtum verschaffen sollte! Er lag sich glücklich und war in dieser Stunde glücklich.
„Und du sollst wahrlich deinen Anteil haben, mein Kind. Wenn der Brand fertig ist und das Geld hereinstromen beginnt. Wahrlich sollst du das. Eine Aussteuer sollst du haben. Bist du verheiratet?“
„Nein,“ sagte sie und wurde etwas düsterer. Aber es gefiel ihr doch, daß er ein wenig intim und väterlich war. Nur: Bist du verheiratet? sagte er.

„So, nicht. Nun, einerlei. Du sollst ein Reispferd von mir haben, oder was du sonst willst, wenn es gut geht.“
Er schwing ein wenig und schmeckte die Worte gleichsam mit der Zunge: Wenn es gut geht. Dann lachte er mit schiefgelegtem Kopf, pötte sie auf den Arm und sagte: „Ja, denn es ist ja ein Wagnis, auf das ich mich eingelassen habe. Eine Ziegelei fast ohne Geld zu kaufen und ganz ohne Geld zu betreiben. O — ein Spiel um Leben oder Tod. Aber ich gewinne. Du. Ich gewinne das Spiel!“
Hedwig ah daheim Mittag und sagte dann, daß sie zu Frau van Haag gehen wolle.
„Ich gehe mit!“ sagte der Vater.
„So,“ sagte Hedwig und hob die Brauen.
„Ich meine: erlaubst du, daß ich mitgehe!“
Hedwig nickte gnädig, er dürfe gern.
Dann gingen Vater und Tochter mitsammen durch die Stadt, und es traf sich, daß sie gerade Herrn van Haag zur Tür von Wangs Hotel hineingehen sahen. Sie sprachen nicht darüber, fühlten aber beide eine große Erleichterung. Gleich darauf waren sie im Zollamt. Sie gingen nach oben und direkt in die Stube. Frau van Haag saß in ihrem Zimmer am Schreibtisch mit einem Kissen hinter dem Rücken, als sie aber Hedwig sah, sprang sie auf, und es war, als streife sie alle Krankheit ab. Ihre weißen Wangen erhellten jetzt Farbe und sie schloß Hedwig in ihre Arme. Sie sahen sich fest in die Augen und vergaßen für eine Weile Egholm. Aber dann setzten sie sich alle drei dicht zusammen und sprachen von vielerlei.
„Sie freuen sich auch mit dem Mädchen, Monsieur Egholm, das kann ich Ihnen ansehen. Oder hat sich gleichzeitig etwas Gutes in der Ziegelei ereignet?“
„Ja, auch das,“ sagte Egholm geheimnisvoll.
„Aber der Behm sei ja nicht gut, meinten Sie neulich.“
„Nicht gut. Habe ich das gesagt? Der ist herrlich. Sie können selbst eine Probe sehen, vielleicht glauben Sie mir dann. Sehen Sie.“
Er steckte die Hand in die Tasche und zog sie, mit einer gelben, bräunlichen Masse gefüllt, wieder heraus.
„Wertwändig, daß aus so etwas Steine werden können,“ sagte die Gnädige.
Egholm schwieg ein Weilchen und ließ die andern reden;

Der Arzt auf der Anklagebank.

Ein Mißgriff der Justizbehörde zum § 218.
Ein 21jähriges junges Mädchen K. lernt in München in befreundeter Familie einen russischen Leutnant a. D., nennen wir ihn v. K., kennen. Es entstehen Beziehungen, die nicht ohne Folgen bleiben. Das junge Ding fühlt sich derart elend, daß es einen Arzt aufsuchen muß. Die Mittel, die dieser ihr zur Behebung ihrer Beschwerden gibt, nützen nichts. v. K., dem sie ihren Zustand offenbart, erklärt kurzerhand: die Frucht muß weg. Auch sie ist dieser Ansicht, da v. K. sie nun doch nicht heiraten will, obgleich er es ihr versprochen hatte.
Beide beschließen, nach Berlin zu fahren, da v. K. hier einen bekannten russischen Arzt hat. Der Arzt untersucht die K., lehnt jedoch seinerseits jeden Eingriff ab und nennt den jungen Leuten einen Frauenarzt. Dieser ist bereit, den Eingriff vorzunehmen, falls das ärztliche Attest eines seiner Kollegen die Fruchtabtreibung als ärztlich angezeigt bescheinigen würde. Er hatte seinerseits einen Lungenempyemkatarth und baseloider Erscheinungen festgestellt, bei denen das Austragen der Frucht für die Mutter eine Gefahr bedeuten konnte. Die Mutter, zu der der Frauenarzt die K. schickte, bestätigte auch ihrerseits, daß hier ein Abort angezeigt wäre, falls eine innere Therapie keinen Erfolg haben würde. Da die Frucht schon vier Monate alt war, somit jeder weitere Aufschub des operativen Eingriffs eine Erhöhung der Gefahr für die Patientin bedeuten würde, eine schnelle Behebung des Lungenempyemkatarths und der baseloiden Erscheinungen jedoch nicht zu erhoffen war, nahm der Arzt in einem Berliner Sanatorium unter der üblichen Aufsicht von Krankenschwestern den Eingriff entsprechend den Regeln der ärztlichen Kunst vor. Alles verlief gut und das Mädchen kehrte nach München zurück.
In München erzählte sie ihren Bekannten von der Operation. So wurde der Fall auch einem Menschen bekannt, der auf die K. schlecht zu sprechen war. Er erstattete bei der Polizei Anzeige; die Folge war eine Anklage gegen die K., gegen den Leutnant a. D. v. K., gegen den Berliner Arzt und gegen eine Bekannte der K. Die ersten drei hatten sich vor dem Schöffengericht Schöneberg zu verantworten. Der einzige, der den operativen Eingriff nicht für angebracht erklärte, war der Münchener Gerichtsarzt. Dagegen waren bekannte Berliner Ärzte, die als Sachverständige erschienen waren, wie Med.-Rat Dr. Störmer, Prof. Glaser, Prof. Nagel, Prof. Abel, Prof. Siebmann, einstimmig der Ansicht, daß der operative Eingriff unter allen Umständen angezeigt gewesen war, und daß die Unterlassung des Eingriffs womöglich zu einem tödlichen Ausgang für die Mutter hätte führen können. So blieb dem Staatsanwalt nichts anderes übrig, als von seinem Strafantrag abzusehen. Mit voller Berechtigung führte Rechtsanwalt Dr. Kies, der den Berliner Arzt verteidigte, aus, daß eine derartige Praxis der Staatsanwaltschaft, gegen Ärzte vorzugehen, die in Erfüllung ihrer beruflichen Pflicht bei Schwangerschaften operative Eingriffe vornehmen, zur Folge haben würde, daß die Ärzte sich in Zukunft scheuen würden, die Operationen vorzunehmen und es vorziehen würden, die Patientinnen ihrem Schicksal zu überlassen. Das Gericht sprach die Angeklagten frei. — Der Mißgriff der Staatsanwaltschaft ist aber dadurch nicht aus der Welt geschafft. Der Freispruch sollte ihr für die Zukunft als Warnung dienen.

Nachdienst in den Kassenambulatorien.
Die Schwierigkeiten, die zu überwinden sind, ehe man nachts ärztlichen Beistand erhält, sind bekannt. Viele Ärzte lassen sich erst die Honorarstellung sicherstellen, es ist sogar schon vorgekommen, daß sich der Herr Doktor verweigern ließ. Da die Ärzte der wenigen Rettungstellen meist überlastet sind und deshalb die Nacht nicht verlassen können, ist schon mancher Patient gestorben, der noch hätte gerettet werden können. Erst dieser Tage wurde in dem Brandstiftungsprozeß Fuchs am Gerichtssaal festgestellt, daß die Frau des verunglückten Kellermeisters Klante die ganze Nacht nach einem Kassenarzt herumließ, der bereit gewesen wäre, zu ihrem schwerkranken Mann zu kommen. Infolge des Fehlens jeder ärztlichen Hilfe ist dieser dann verstorben.
Um dieser offenkundigen Notlage der versicherten Bevölkerung abzuhelfen, haben die Berliner Kassenambulatorien ständigen Nachdienst eingerichtet. Dieser Nachdienst darf aber nach dem letzten Schiedsspruch nur den Familienangehörigen und den Versicherten zugute kommen, die sich in der Behandlung der Ambulatorien befinden. Die standestreuen Ärzte haben auch hier wieder den Sieg über die Interessen der versicherten Bevölkerung davongetragen, indem das Schiedsamt nur den Versicherten die Möglichkeit zuerkannt, in der Nacht ärztliche Hilfe zu erhalten.

„So, nicht. Nun, einerlei. Du sollst ein Reispferd von mir haben, oder was du sonst willst, wenn es gut geht.“
Er schwing ein wenig und schmeckte die Worte gleichsam mit der Zunge: Wenn es gut geht. Dann lachte er mit schiefgelegtem Kopf, pötte sie auf den Arm und sagte: „Ja, denn es ist ja ein Wagnis, auf das ich mich eingelassen habe. Eine Ziegelei fast ohne Geld zu kaufen und ganz ohne Geld zu betreiben. O — ein Spiel um Leben oder Tod. Aber ich gewinne. Du. Ich gewinne das Spiel!“
Hedwig ah daheim Mittag und sagte dann, daß sie zu Frau van Haag gehen wolle.
„Ich gehe mit!“ sagte der Vater.
„So,“ sagte Hedwig und hob die Brauen.
„Ich meine: erlaubst du, daß ich mitgehe!“
Hedwig nickte gnädig, er dürfe gern.
Dann gingen Vater und Tochter mitsammen durch die Stadt, und es traf sich, daß sie gerade Herrn van Haag zur Tür von Wangs Hotel hineingehen sahen. Sie sprachen nicht darüber, fühlten aber beide eine große Erleichterung. Gleich darauf waren sie im Zollamt. Sie gingen nach oben und direkt in die Stube. Frau van Haag saß in ihrem Zimmer am Schreibtisch mit einem Kissen hinter dem Rücken, als sie aber Hedwig sah, sprang sie auf, und es war, als streife sie alle Krankheit ab. Ihre weißen Wangen erhellten jetzt Farbe und sie schloß Hedwig in ihre Arme. Sie sahen sich fest in die Augen und vergaßen für eine Weile Egholm. Aber dann setzten sie sich alle drei dicht zusammen und sprachen von vielerlei.
„Sie freuen sich auch mit dem Mädchen, Monsieur Egholm, das kann ich Ihnen ansehen. Oder hat sich gleichzeitig etwas Gutes in der Ziegelei ereignet?“
„Ja, auch das,“ sagte Egholm geheimnisvoll.
„Aber der Behm sei ja nicht gut, meinten Sie neulich.“
„Nicht gut. Habe ich das gesagt? Der ist herrlich. Sie können selbst eine Probe sehen, vielleicht glauben Sie mir dann. Sehen Sie.“
Er steckte die Hand in die Tasche und zog sie, mit einer gelben, bräunlichen Masse gefüllt, wieder heraus.
„Wertwändig, daß aus so etwas Steine werden können,“ sagte die Gnädige.
Egholm schwieg ein Weilchen und ließ die andern reden;

„So, nicht. Nun, einerlei. Du sollst ein Reispferd von mir haben, oder was du sonst willst, wenn es gut geht.“
Er schwing ein wenig und schmeckte die Worte gleichsam mit der Zunge: Wenn es gut geht. Dann lachte er mit schiefgelegtem Kopf, pötte sie auf den Arm und sagte: „Ja, denn es ist ja ein Wagnis, auf das ich mich eingelassen habe. Eine Ziegelei fast ohne Geld zu kaufen und ganz ohne Geld zu betreiben. O — ein Spiel um Leben oder Tod. Aber ich gewinne. Du. Ich gewinne das Spiel!“
Hedwig ah daheim Mittag und sagte dann, daß sie zu Frau van Haag gehen wolle.
„Ich gehe mit!“ sagte der Vater.
„So,“ sagte Hedwig und hob die Brauen.
„Ich meine: erlaubst du, daß ich mitgehe!“
Hedwig nickte gnädig, er dürfe gern.
Dann gingen Vater und Tochter mitsammen durch die Stadt, und es traf sich, daß sie gerade Herrn van Haag zur Tür von Wangs Hotel hineingehen sahen. Sie sprachen nicht darüber, fühlten aber beide eine große Erleichterung. Gleich darauf waren sie im Zollamt. Sie gingen nach oben und direkt in die Stube. Frau van Haag saß in ihrem Zimmer am Schreibtisch mit einem Kissen hinter dem Rücken, als sie aber Hedwig sah, sprang sie auf, und es war, als streife sie alle Krankheit ab. Ihre weißen Wangen erhellten jetzt Farbe und sie schloß Hedwig in ihre Arme. Sie sahen sich fest in die Augen und vergaßen für eine Weile Egholm. Aber dann setzten sie sich alle drei dicht zusammen und sprachen von vielerlei.
„Sie freuen sich auch mit dem Mädchen, Monsieur Egholm, das kann ich Ihnen ansehen. Oder hat sich gleichzeitig etwas Gutes in der Ziegelei ereignet?“
„Ja, auch das,“ sagte Egholm geheimnisvoll.
„Aber der Behm sei ja nicht gut, meinten Sie neulich.“
„Nicht gut. Habe ich das gesagt? Der ist herrlich. Sie können selbst eine Probe sehen, vielleicht glauben Sie mir dann. Sehen Sie.“
Er steckte die Hand in die Tasche und zog sie, mit einer gelben, bräunlichen Masse gefüllt, wieder heraus.
„Wertwändig, daß aus so etwas Steine werden können,“ sagte die Gnädige.
Egholm schwieg ein Weilchen und ließ die andern reden;

„So, nicht. Nun, einerlei. Du sollst ein Reispferd von mir haben, oder was du sonst willst, wenn es gut geht.“
Er schwing ein wenig und schmeckte die Worte gleichsam mit der Zunge: Wenn es gut geht. Dann lachte er mit schiefgelegtem Kopf, pötte sie auf den Arm und sagte: „Ja, denn es ist ja ein Wagnis, auf das ich mich eingelassen habe. Eine Ziegelei fast ohne Geld zu kaufen und ganz ohne Geld zu betreiben. O — ein Spiel um Leben oder Tod. Aber ich gewinne. Du. Ich gewinne das Spiel!“
Hedwig ah daheim Mittag und sagte dann, daß sie zu Frau van Haag gehen wolle.
„Ich gehe mit!“ sagte der Vater.
„So,“ sagte Hedwig und hob die Brauen.
„Ich meine: erlaubst du, daß ich mitgehe!“
Hedwig nickte gnädig, er dürfe gern.
Dann gingen Vater und Tochter mitsammen durch die Stadt, und es traf sich, daß sie gerade Herrn van Haag zur Tür von Wangs Hotel hineingehen sahen. Sie sprachen nicht darüber, fühlten aber beide eine große Erleichterung. Gleich darauf waren sie im Zollamt. Sie gingen nach oben und direkt in die Stube. Frau van Haag saß in ihrem Zimmer am Schreibtisch mit einem Kissen hinter dem Rücken, als sie aber Hedwig sah, sprang sie auf, und es war, als streife sie alle Krankheit ab. Ihre weißen Wangen erhellten jetzt Farbe und sie schloß Hedwig in ihre Arme. Sie sahen sich fest in die Augen und vergaßen für eine Weile Egholm. Aber dann setzten sie sich alle drei dicht zusammen und sprachen von vielerlei.
„Sie freuen sich auch mit dem Mädchen, Monsieur Egholm, das kann ich Ihnen ansehen. Oder hat sich gleichzeitig etwas Gutes in der Ziegelei ereignet?“
„Ja, auch das,“ sagte Egholm geheimnisvoll.
„Aber der Behm sei ja nicht gut, meinten Sie neulich.“
„Nicht gut. Habe ich das gesagt? Der ist herrlich. Sie können selbst eine Probe sehen, vielleicht glauben Sie mir dann. Sehen Sie.“
Er steckte die Hand in die Tasche und zog sie, mit einer gelben, bräunlichen Masse gefüllt, wieder heraus.
„Wertwändig, daß aus so etwas Steine werden können,“ sagte die Gnädige.
Egholm schwieg ein Weilchen und ließ die andern reden;

„So, nicht. Nun, einerlei. Du sollst ein Reispferd von mir haben, oder was du sonst willst, wenn es gut geht.“
Er schwing ein wenig und schmeckte die Worte gleichsam mit der Zunge: Wenn es gut geht. Dann lachte er mit schiefgelegtem Kopf, pötte sie auf den Arm und sagte: „Ja, denn es ist ja ein Wagnis, auf das ich mich eingelassen habe. Eine Ziegelei fast ohne Geld zu kaufen und ganz ohne Geld zu betreiben. O — ein Spiel um Leben oder Tod. Aber ich gewinne. Du. Ich gewinne das Spiel!“
Hedwig ah daheim Mittag und sagte dann, daß sie zu Frau van Haag gehen wolle.
„Ich gehe mit!“ sagte der Vater.
„So,“ sagte Hedwig und hob die Brauen.
„Ich meine: erlaubst du, daß ich mitgehe!“
Hedwig nickte gnädig, er dürfe gern.
Dann gingen Vater und Tochter mitsammen durch die Stadt, und es traf sich, daß sie gerade Herrn van Haag zur Tür von Wangs Hotel hineingehen sahen. Sie sprachen nicht darüber, fühlten aber beide eine große Erleichterung. Gleich darauf waren sie im Zollamt. Sie gingen nach oben und direkt in die Stube. Frau van Haag saß in ihrem Zimmer am Schreibtisch mit einem Kissen hinter dem Rücken, als sie aber Hedwig sah, sprang sie auf, und es war, als streife sie alle Krankheit ab. Ihre weißen Wangen erhellten jetzt Farbe und sie schloß Hedwig in ihre Arme. Sie sahen sich fest in die Augen und vergaßen für eine Weile Egholm. Aber dann setzten sie sich alle drei dicht zusammen und sprachen von vielerlei.
„Sie freuen sich auch mit dem Mädchen, Monsieur Egholm, das kann ich Ihnen ansehen. Oder hat sich gleichzeitig etwas Gutes in der Ziegelei ereignet?“
„Ja, auch das,“ sagte Egholm geheimnisvoll.
„Aber der Behm sei ja nicht gut, meinten Sie neulich.“
„Nicht gut. Habe ich das gesagt? Der ist herrlich. Sie können selbst eine Probe sehen, vielleicht glauben Sie mir dann. Sehen Sie.“
Er steckte die Hand in die Tasche und zog sie, mit einer gelben, bräunlichen Masse gefüllt, wieder heraus.
„Wertwändig, daß aus so etwas Steine werden können,“ sagte die Gnädige.
Egholm schwieg ein Weilchen und ließ die andern reden;

„So, nicht. Nun, einerlei. Du sollst ein Reispferd von mir haben, oder was du sonst willst, wenn es gut geht.“
Er schwing ein wenig und schmeckte die Worte gleichsam mit der Zunge: Wenn es gut geht. Dann lachte er mit schiefgelegtem Kopf, pötte sie auf den Arm und sagte: „Ja, denn es ist ja ein Wagnis, auf das ich mich eingelassen habe. Eine Ziegelei fast ohne Geld zu kaufen und ganz ohne Geld zu betreiben. O — ein Spiel um Leben oder Tod. Aber ich gewinne. Du. Ich gewinne das Spiel!“
Hedwig ah daheim Mittag und sagte dann, daß sie zu Frau van Haag gehen wolle.
„Ich gehe mit!“ sagte der Vater.
„So,“ sagte Hedwig und hob die Brauen.
„Ich meine: erlaubst du, daß ich mitgehe!“
Hedwig nickte gnädig, er dürfe gern.
Dann gingen Vater und Tochter mitsammen durch die Stadt, und es traf sich, daß sie gerade Herrn van Haag zur Tür von Wangs Hotel hineingehen sahen. Sie sprachen nicht darüber, fühlten aber beide eine große Erleichterung. Gleich darauf waren sie im Zollamt. Sie gingen nach oben und direkt in die Stube. Frau van Haag saß in ihrem Zimmer am Schreibtisch mit einem Kissen hinter dem Rücken, als sie aber Hedwig sah, sprang sie auf, und es war, als streife sie alle Krankheit ab. Ihre weißen Wangen erhellten jetzt Farbe und sie schloß Hedwig in ihre Arme. Sie sahen sich fest in die Augen und vergaßen für eine Weile Egholm. Aber dann setzten sie sich alle drei dicht zusammen und sprachen von vielerlei.
„Sie freuen sich auch mit dem Mädchen, Monsieur Egholm, das kann ich Ihnen ansehen. Oder hat sich gleichzeitig etwas Gutes in der Ziegelei ereignet?“
„Ja, auch das,“ sagte Egholm geheimnisvoll.
„Aber der Behm sei ja nicht gut, meinten Sie neulich.“
„Nicht gut. Habe ich das gesagt? Der ist herrlich. Sie können selbst eine Probe sehen, vielleicht glauben Sie mir dann. Sehen Sie.“
Er steckte die Hand in die Tasche und zog sie, mit einer gelben, bräunlichen Masse gefüllt, wieder heraus.
„Wertwändig, daß aus so etwas Steine werden können,“ sagte die Gnädige.
Egholm schwieg ein Weilchen und ließ die andern reden;

„So, nicht. Nun, einerlei. Du sollst ein Reispferd von mir haben, oder was du sonst willst, wenn es gut geht.“
Er schwing ein wenig und schmeckte die Worte gleichsam mit der Zunge: Wenn es gut geht. Dann lachte er mit schiefgelegtem Kopf, pötte sie auf den Arm und sagte: „Ja, denn es ist ja ein Wagnis, auf das ich mich eingelassen habe. Eine Ziegelei fast ohne Geld zu kaufen und ganz ohne Geld zu betreiben. O — ein Spiel um Leben oder Tod. Aber ich gewinne. Du. Ich gewinne das Spiel!“
Hedwig ah daheim Mittag und sagte dann, daß sie zu Frau van Haag gehen wolle.
„Ich gehe mit!“ sagte der Vater.
„So,“ sagte Hedwig und hob die Brauen.
„Ich meine: erlaubst du, daß ich mitgehe!“
Hedwig nickte gnädig, er dürfe gern.
Dann gingen Vater und Tochter mitsammen durch die Stadt, und es traf sich, daß sie gerade Herrn van Haag zur Tür von Wangs Hotel hineingehen sahen. Sie sprachen nicht darüber, fühlten aber beide eine große Erleichterung. Gleich darauf waren sie im Zollamt. Sie gingen nach oben und direkt in die Stube. Frau van Haag saß in ihrem Zimmer am Schreibtisch mit einem Kissen hinter dem Rücken, als sie aber Hedwig sah, sprang sie auf, und es war, als streife sie alle Krankheit ab. Ihre weißen Wangen erhellten jetzt Farbe und sie schloß Hedwig in ihre Arme. Sie sahen sich fest in die Augen und vergaßen für eine Weile Egholm. Aber dann setzten sie sich alle drei dicht zusammen und sprachen von vielerlei.
„Sie freuen sich auch mit dem Mädchen, Monsieur Egholm, das kann ich Ihnen ansehen. Oder hat sich gleichzeitig etwas Gutes in der Ziegelei ereignet?“
„Ja, auch das,“ sagte Egholm geheimnisvoll.
„Aber der Behm sei ja nicht gut, meinten Sie neulich.“
„Nicht gut. Habe ich das gesagt? Der ist herrlich. Sie können selbst eine Probe sehen, vielleicht glauben Sie mir dann. Sehen Sie.“
Er steckte die Hand in die Tasche und zog sie, mit einer gelben, bräunlichen Masse gefüllt, wieder heraus.
„Wertwändig, daß aus so etwas Steine werden können,“ sagte die Gnädige.
Egholm schwieg ein Weilchen und ließ die andern reden;

„So, nicht. Nun, einerlei. Du sollst ein Reispferd von mir haben, oder was du sonst willst, wenn es gut geht.“
Er schwing ein wenig und schmeckte die Worte gleichsam mit der Zunge: Wenn es gut geht. Dann lachte er mit schiefgelegtem Kopf, pötte sie auf den Arm und sagte: „Ja, denn es ist ja ein Wagnis, auf das ich mich eingelassen habe. Eine Ziegelei fast ohne Geld zu kaufen und ganz ohne Geld zu betreiben. O — ein Spiel um Leben oder Tod. Aber ich gewinne. Du. Ich gewinne das Spiel!“
Hedwig ah daheim Mittag und sagte dann, daß sie zu Frau van Haag gehen wolle.
„Ich gehe mit!“ sagte der Vater.
„So,“ sagte Hedwig und hob die Brauen.
„Ich meine: erlaubst du, daß ich mitgehe!“
Hedwig nickte gnädig, er dürfe gern.
Dann gingen Vater und Tochter mitsammen durch die Stadt, und es traf sich, daß sie gerade Herrn van Haag zur Tür von Wangs Hotel hineingehen sahen. Sie sprachen nicht darüber, fühlten aber beide eine große Erleichterung. Gleich darauf waren sie im Zollamt. Sie gingen nach oben und direkt in die Stube. Frau van Haag saß in ihrem Zimmer am Schreibtisch mit einem Kissen hinter dem Rücken, als sie aber Hedwig sah, sprang sie auf, und es war, als streife sie alle Krankheit ab. Ihre weißen Wangen erhellten jetzt Farbe und sie schloß Hedwig in ihre Arme. Sie sahen sich fest in die Augen und vergaßen für eine Weile Egholm. Aber dann setzten sie sich alle drei dicht zusammen und sprachen von vielerlei.
„Sie freuen sich auch mit dem Mädchen, Monsieur Egholm, das kann ich Ihnen ansehen. Oder hat sich gleichzeitig etwas Gutes in der Ziegelei ereignet?“
„Ja, auch das,“ sagte Egholm geheimnisvoll.
„Aber der Behm sei ja nicht gut, meinten Sie neulich.“
„Nicht gut. Habe ich das gesagt? Der ist herrlich. Sie können selbst eine Probe sehen, vielleicht glauben Sie mir dann. Sehen Sie.“
Er steckte die Hand in die Tasche und zog sie, mit einer gelben, bräunlichen Masse gefüllt, wieder heraus.
„Wertwändig, daß aus so etwas Steine werden können,“ sagte die Gnädige.
Egholm schwieg ein Weilchen und ließ die andern reden;

„So, nicht. Nun, einerlei. Du sollst ein Reispferd von mir haben, oder was du sonst willst, wenn es gut geht.“
Er schwing ein wenig und schmeckte die Worte gleichsam mit der Zunge: Wenn es gut geht. Dann lachte er mit schiefgelegtem Kopf, pötte sie auf den Arm und sagte: „Ja, denn es ist ja ein Wagnis, auf das ich mich eingelassen habe. Eine Ziegelei fast ohne Geld zu kaufen und ganz ohne Geld zu betreiben. O — ein Spiel um Leben oder Tod. Aber ich gewinne. Du. Ich gewinne das Spiel!“
Hedwig ah daheim Mittag und sagte dann, daß sie zu Frau van Haag gehen wolle.
„Ich gehe mit!“ sagte der Vater.
„So,“ sagte Hedwig und hob die Brauen.
„Ich meine: erlaubst du, daß ich mitgehe!“
Hedwig nickte gnädig, er dürfe gern.
Dann gingen Vater und Tochter mitsammen durch die Stadt, und es traf sich, daß sie gerade Herrn van Haag zur Tür von Wangs Hotel hineingehen sahen. Sie sprachen nicht darüber, fühlten aber beide eine große Erleichterung. Gleich darauf waren sie im Zollamt. Sie gingen nach oben und direkt in die Stube. Frau van Haag saß in ihrem Zimmer am Schreibtisch mit einem Kissen hinter dem Rücken, als sie aber Hedwig sah, sprang sie auf, und es war, als streife sie alle Krankheit ab. Ihre weißen Wangen erhellten jetzt Farbe und sie schloß Hedwig in ihre Arme. Sie sahen sich fest in die Augen und vergaßen für eine Weile Egholm. Aber dann setzten sie sich alle drei dicht zusammen und sprachen von vielerlei.
„Sie freuen sich auch mit dem Mädchen, Monsieur Egholm, das kann ich Ihnen ansehen. Oder hat sich gleichzeitig etwas Gutes in der Ziegelei ereignet?“
„Ja, auch das,“ sagte Egholm geheimnisvoll.
„Aber der Behm sei ja nicht gut, meinten Sie neulich.“
„Nicht gut. Habe ich das gesagt? Der ist herrlich. Sie können selbst eine Probe sehen, vielleicht glauben Sie mir dann. Sehen Sie.“
Er steckte die Hand in die Tasche und zog sie, mit einer gelben, bräunlichen Masse gefüllt, wieder heraus.
„Wertwändig, daß aus so etwas Steine werden können,“ sagte die Gnädige.
Egholm schwieg ein Weilchen und ließ die andern reden;

„So, nicht. Nun, einerlei. Du sollst ein Reispferd von mir haben, oder was du sonst willst, wenn es gut geht.“
Er schwing ein wenig und schmeckte die Worte gleichsam mit der Zunge: Wenn es gut geht. Dann lachte er mit schiefgelegtem Kopf, pötte sie auf den Arm und sagte: „Ja, denn es ist ja ein Wagnis, auf das ich mich eingelassen habe. Eine Ziegelei fast ohne Geld zu kaufen und ganz ohne Geld zu betreiben. O — ein Spiel um Leben oder Tod. Aber ich gewinne. Du. Ich gewinne das Spiel!“
Hedwig ah daheim Mittag und sagte dann, daß sie zu Frau van Haag gehen wolle.
„Ich gehe mit!“ sagte der Vater.
„So,“ sagte Hedwig und hob die Brauen.
„Ich meine: erlaubst du, daß ich mitgehe!“
Hedwig nickte gnädig, er dürfe gern.
Dann gingen Vater und Tochter mitsammen durch die Stadt, und es traf sich, daß sie gerade Herrn van Haag zur Tür von Wangs Hotel hineingehen sahen. Sie sprachen nicht darüber, fühlten aber beide eine große Erleichterung. Gleich darauf waren sie im Zollamt. Sie gingen nach oben und direkt in die Stube. Frau van Haag saß in ihrem Zimmer am Schreibtisch mit einem Kissen hinter dem Rücken, als sie aber Hedwig sah, sprang sie auf, und es war, als streife sie alle Krankheit ab. Ihre weißen Wangen erhellten jetzt Farbe und sie schloß Hedwig in ihre Arme. Sie sahen sich fest in die Augen und vergaßen für eine Weile Egholm. Aber dann setzten sie sich alle drei dicht zusammen und sprachen von vielerlei.
„Sie freuen sich auch mit dem Mädchen, Monsieur Egholm, das kann ich Ihnen ansehen. Oder hat sich gleichzeitig etwas Gutes in der Ziegelei ereignet?“
„Ja, auch das,“ sagte Egholm geheimnisvoll.
„Aber der Behm sei ja nicht gut, meinten Sie neulich.“
„Nicht gut. Habe ich das gesagt? Der ist herrlich. Sie können selbst eine Probe sehen, vielleicht glauben Sie mir dann. Sehen Sie.“
Er steckte die Hand in die Tasche und zog sie, mit einer gelben, bräunlichen Masse gefüllt, wieder heraus.
„Wertwändig, daß aus so etwas Steine werden können,“ sagte die Gnädige.
Egholm schwieg ein Weilchen und ließ die andern reden;

„So, nicht. Nun, einerlei. Du sollst ein Reispferd von mir haben, oder was du sonst willst, wenn es gut geht.“
Er schwing ein wenig und schmeckte die Worte gleichsam mit der Zunge: Wenn es gut geht. Dann lachte er mit schiefgelegtem Kopf, pötte sie auf den Arm und sagte: „Ja, denn es ist ja ein Wagnis, auf das ich mich eingelassen habe. Eine Ziegelei fast ohne Geld zu kaufen und ganz ohne Geld zu betreiben. O — ein Spiel um Leben oder Tod. Aber ich gewinne. Du. Ich gewinne das Spiel!“
Hedwig ah daheim Mittag und sagte dann, daß sie zu Frau van Haag gehen wolle.
„Ich gehe mit!“ sagte der Vater.
„So,“ sagte Hedwig und hob die Brauen.
„Ich meine: erlaubst du, daß ich mitgehe!“
Hedwig nickte gnädig, er dürfe gern.
Dann gingen Vater und Tochter mitsammen durch die Stadt, und es traf sich, daß sie gerade Herrn van Haag zur Tür von Wangs Hotel hineingehen sahen. Sie sprachen nicht darüber, fühlten aber beide eine große Erleichterung. Gleich darauf waren sie im Zollamt. Sie gingen nach oben und direkt in die Stube. Frau van Haag saß in ihrem Zimmer am Schreibtisch mit einem Kissen hinter dem Rücken, als sie aber Hedwig sah, sprang sie auf, und es war, als streife sie alle Krankheit ab. Ihre weißen Wangen erhellten jetzt Farbe und sie schloß Hedwig in ihre Arme. Sie sahen sich fest in die Augen und vergaßen für eine Weile Egholm. Aber dann setzten sie sich alle drei dicht zusammen und sprachen von vielerlei.
„Sie freuen sich auch mit dem Mädchen, Monsieur Egholm, das kann ich Ihnen ansehen. Oder hat sich gleichzeitig etwas Gutes in der Ziegelei ereignet?“
„Ja, auch das,“ sagte Egholm geheimnisvoll.
„Aber der Behm sei ja nicht gut, meinten Sie neulich.“
„Nicht gut. Habe ich das gesagt? Der ist herrlich. Sie können selbst eine Probe sehen, vielleicht glauben Sie mir dann. Sehen Sie.“
Er steckte die Hand in die Tasche und zog sie, mit einer gelben, bräunlichen Masse gefüllt, wieder heraus.
„Wertwändig, daß aus so etwas Steine werden können,“ sagte die Gnädige.
Egholm schwieg ein Weilchen und ließ die andern reden;

„So, nicht. Nun, einerlei. Du sollst ein Reispferd von mir haben, oder was du sonst willst, wenn es gut geht.“
Er schwing ein wenig und schmeckte die Worte gleichsam mit der Zunge: Wenn es gut geht. Dann lachte er mit schiefgelegtem Kopf, pötte sie auf den Arm und sagte: „Ja, denn es ist ja ein Wagnis, auf das ich mich eingelassen habe. Eine Ziegelei fast ohne Geld zu kaufen und ganz ohne Geld zu betreiben. O — ein Spiel um Leben oder Tod. Aber ich gewinne. Du. Ich gewinne das Spiel!“
Hedwig ah daheim Mittag und sagte dann, daß sie zu Frau van Haag gehen wolle.
„Ich gehe mit!“ sagte der Vater.
„So,“ sagte Hedwig und hob die Brauen.
„Ich meine: erlaubst du, daß ich mitgehe!“
Hedwig nickte gnädig, er dürfe gern.
Dann gingen Vater und Tochter mitsammen durch die Stadt, und es traf sich, daß sie gerade Herrn van Haag zur Tür von Wangs Hotel hineingehen sahen. Sie sprachen nicht darüber, fühlten aber beide eine große Erleichterung. Gleich darauf waren sie im Zollamt. Sie gingen nach oben und direkt in die Stube. Frau van Haag saß in ihrem Zimmer am Schreibtisch mit einem Kissen hinter dem Rücken, als sie aber Hedwig sah, sprang sie auf, und es war, als streife sie alle Krankheit ab. Ihre weißen Wangen erhellten jetzt Farbe und sie schloß Hedwig in ihre Arme. Sie sahen sich fest in die Augen und vergaßen für eine Weile Egholm. Aber dann setzten sie sich alle drei dicht zusammen und sprachen von vielerlei.
„Sie freuen sich auch mit dem Mädchen, Monsieur Egholm, das kann ich Ihnen ansehen. Oder hat sich gleichzeitig etwas Gutes in der Ziegelei ereignet?“
„Ja, auch das,“ sagte Egholm geheimnisvoll.
„Aber der Behm sei ja nicht gut, meinten Sie neulich.“
„Nicht gut. Habe ich das gesagt? Der ist herrlich. Sie können selbst eine Probe sehen, vielleicht glauben Sie mir dann. Sehen Sie.“
Er steckte die Hand in die Tasche und zog sie, mit einer gelben, bräunlichen Masse gefüllt, wieder heraus.
„Wertwändig, daß aus so etwas Steine werden können,“ sagte die Gnädige.
Egholm schwieg ein Weilchen und ließ die andern reden;

„So, nicht. Nun, einerlei. Du sollst ein Reispferd von mir haben, oder was du sonst willst, wenn es gut geht.“
Er schwing ein wenig und schmeckte die Worte gleichsam mit der Zunge: Wenn es gut geht. Dann lachte er mit schiefgelegtem Kopf, pötte sie auf den Arm und sagte: „Ja, denn es ist ja ein Wagnis, auf das ich mich eingelassen habe. Eine Ziegelei fast ohne Geld zu kaufen und ganz ohne Geld zu betreiben. O — ein Spiel um Leben oder Tod. Aber ich gewinne. Du. Ich gewinne das Spiel!“
Hedwig ah daheim Mittag und sagte dann, daß sie zu Frau van Haag gehen wolle.
„Ich gehe mit!“ sagte der Vater.
„So,“ sagte Hedwig und hob die Brauen.
„Ich meine: erlaubst du, daß ich mitgehe!“
Hedwig nickte gnädig, er dürfe gern.
Dann gingen Vater und Tochter mitsammen durch die Stadt, und es traf sich, daß sie gerade Herrn van Haag zur Tür von Wangs Hotel hineingehen sahen. Sie sprachen nicht darüber, fühlten aber beide eine große Erleichterung. Gleich darauf waren sie im Zollamt. Sie gingen nach oben und direkt in die Stube. Frau van Haag saß in ihrem Zimmer am Schreibtisch mit einem Kissen hinter dem Rücken, als sie aber Hedwig sah, sprang sie auf, und es war, als streife sie alle Krankheit ab. Ihre weißen Wangen erhellten jetzt Farbe und sie schloß Hedwig in ihre Arme. Sie sahen sich fest in die Augen und vergaßen für eine Weile Egholm. Aber dann setzten sie sich alle drei dicht zusammen und sprachen von vielerlei.
„Sie freuen sich auch mit dem Mädchen, Monsieur Egholm, das kann ich Ihnen ansehen. Oder hat sich gleichzeitig etwas Gutes in der Ziegelei ereignet?“
„Ja, auch das,“ sagte Egholm geheimnisvoll.
„Aber der Behm sei ja nicht gut, meinten Sie neulich.“
„Nicht gut. Habe ich das gesagt? Der ist herrlich. Sie können selbst eine Probe sehen, vielleicht glauben Sie mir dann. Sehen Sie.“
Er steckte die Hand in die Tasche und zog sie, mit einer gelben, bräunlichen Masse gefüllt, wieder heraus.
„Wertwändig, daß aus so etwas Steine werden können,“ sagte die Gnädige.
Egholm schwieg ein Weilchen und ließ die andern reden;

„So, nicht. Nun, einerlei. Du sollst ein Reispferd von mir haben, oder was du sonst willst, wenn es gut geht.“
Er schwing ein wenig und schmeckte die Worte gleichsam mit der Zunge: Wenn es gut geht. Dann lachte er mit schiefgelegtem Kopf, pötte sie auf den Arm und sagte: „Ja, denn es ist ja ein Wagnis, auf das ich mich eingelassen habe. Eine Ziegelei fast ohne Geld zu kaufen und ganz ohne Geld zu betreiben. O — ein Spiel um Leben oder Tod. Aber ich gewinne. Du. Ich gewinne das Spiel!“
Hedwig ah daheim Mittag und sagte dann, daß sie zu Frau van Haag gehen wolle.
„Ich gehe mit!“ sagte der Vater.
„So,“ sagte Hedwig und hob die Brauen.
„Ich meine: erlaubst du, daß ich mitgehe!“
Hedwig nickte gnädig, er dürfe gern.
Dann gingen Vater und Tochter mitsammen durch die Stadt, und es traf sich, daß sie gerade Herrn van Haag zur Tür von Wangs Hotel hineingehen sahen. Sie sprachen nicht darüber, fühlten aber beide eine große Erleichterung. Gleich darauf waren sie im Zollamt. Sie gingen nach oben und direkt in die Stube. Frau van Haag saß in ihrem Zimmer am Schreibtisch mit einem Kissen hinter dem Rücken, als sie aber Hedwig sah, sprang sie auf, und es war, als streife sie alle Krankheit ab. Ihre weißen Wangen erhellten jetzt Farbe und sie schloß Hedwig in ihre Arme. Sie sahen sich fest in die Augen und vergaßen für eine Weile Egholm. Aber dann setzten sie sich alle drei dicht zusammen und sprachen von vielerlei.
„Sie freuen sich auch mit dem Mädchen, Monsieur Egholm, das kann ich Ihnen ansehen. Oder hat sich gleichzeitig etwas Gutes in der Ziegelei ereignet?“
„Ja, auch das,“ sagte Egholm geheimnisvoll.
„Aber der Behm sei ja nicht gut, meinten Sie neulich.“
„Nicht gut. Habe ich das gesagt? Der ist herrlich. Sie können selbst eine Probe sehen, vielleicht glauben Sie mir dann. Sehen Sie.“
Er steckte die Hand in die Tasche und zog sie, mit einer gelben, bräunlichen Masse gefüllt, wieder heraus.
„Wertwändig, daß aus so etwas Steine werden können,“ sagte die Gnädige.
Egholm schwieg ein Weilchen und ließ die andern reden;

„So, nicht. Nun, einerlei. Du sollst ein Reispferd von mir haben, oder was du sonst willst, wenn es gut geht.“
Er schwing ein wenig und schmeckte die Worte gleichsam mit der Zunge: Wenn es gut geht. Dann lachte er mit schiefgelegtem Kopf, pötte sie auf den Arm und sagte: „Ja, denn es ist ja ein Wagnis, auf das ich mich eingelassen habe. Eine Ziegelei fast ohne Geld zu kaufen und ganz ohne Geld zu betreiben. O — ein Spiel um Leben oder Tod. Aber ich gewinne. Du. Ich gewinne das Spiel!“
Hedwig ah daheim Mittag und sagte dann, daß sie zu Frau van Haag gehen wolle.
„Ich gehe mit!“ sagte der Vater.
„So,“ sagte Hedwig und hob die Brauen.
„Ich meine: erlaubst du, daß ich mitgehe!“
Hedwig nickte gnädig, er dürfe gern.
Dann gingen Vater und Tochter mitsammen durch die Stadt, und es traf sich, daß sie gerade Herrn van Haag zur Tür von Wangs Hotel hineingehen sahen. Sie sprachen nicht darüber, fühlten aber beide eine große Erleichterung. Gleich darauf waren sie im Zollamt. Sie gingen nach oben und direkt in die Stube. Frau van Haag saß in ihrem Zimmer am Schreibtisch mit einem Kissen hinter dem Rücken, als sie aber Hedwig sah, sprang sie auf, und es war, als streife sie alle Krankheit ab. Ihre weißen Wangen erhellten jetzt Farbe und sie schloß Hedwig in ihre Arme. Sie sahen sich fest in die Augen und vergaßen für eine Weile Egholm. Aber dann setzten sie sich alle drei dicht zusammen und sprachen von vielerlei.
„Sie freuen sich auch mit dem Mädchen, Monsieur Egholm, das kann ich Ihnen ansehen. Oder hat sich gleichzeitig etwas Gutes in der Ziegelei ereignet?“
„Ja, auch das,“ sagte Egholm geheimnisvoll.
„Aber der Behm sei ja nicht gut, meinten Sie neulich.“
„Nicht gut. Habe ich das gesagt? Der ist herrlich. Sie können selbst eine Probe sehen, vielleicht glauben Sie mir dann. Sehen Sie.“
Er steckte die Hand in die Tasche und zog sie, mit einer gelben, bräunlichen Masse gefüllt, wieder heraus.
„Wertwändig, daß aus so etwas Steine werden können,“ sagte die Gnädige.
Egholm schwieg ein Weilchen und ließ die andern reden;

„So, nicht. Nun, einerlei. Du sollst ein Reispferd von mir haben, oder was du sonst willst, wenn es gut geht.“
Er schwing ein wenig und schmeckte die Worte gleichsam mit der Zunge: Wenn es gut geht. Dann lachte er mit schiefgelegtem Kopf, pötte sie auf den Arm und sagte: „Ja, denn es ist ja ein Wagnis, auf das ich mich eingelassen habe. Eine Ziegelei fast ohne Geld zu kaufen und ganz ohne Geld zu betreiben. O — ein Spiel um Leben oder Tod. Aber ich gewinne. Du. Ich gewinne das Spiel!“
Hedwig ah daheim Mittag und sagte dann, daß sie zu Frau van Haag gehen wolle.
„Ich gehe mit!“ sagte der Vater.
„So,“ sagte Hedwig und hob die Brauen.
„Ich meine: erlaubst du, daß ich mitgehe!“
Hedwig nickte gnädig, er dürfe gern.
Dann gingen Vater und Tochter mitsammen durch die Stadt, und es traf sich, daß sie gerade Herrn van Haag zur Tür von Wangs Hotel hineingehen sahen. Sie sprachen nicht darüber, fühlten aber beide eine große Erleichterung. Gleich darauf waren sie im Zollamt. Sie gingen nach oben und direkt in die Stube. Frau van Haag saß in ihrem Zimmer am Schreibtisch mit einem Kissen hinter dem Rücken, als sie aber Hedwig sah, sprang sie auf, und es war, als streife sie alle Krankheit ab. Ihre weißen Wangen erhellten jetzt Farbe und sie schloß Hedwig in ihre Arme. Sie sahen sich fest in die Augen und vergaßen für eine Weile Egholm. Aber dann setzten sie sich alle drei dicht zusammen und sprachen von vielerlei.
„Sie freuen sich auch mit dem Mädchen, Monsieur Egholm, das kann ich Ihnen ansehen. Oder hat sich gleichzeitig etwas Gutes in der Ziegelei ereignet?“
„Ja, auch das,“ sagte Egholm geheimnisvoll.
„Aber der Behm sei ja nicht gut, meinten Sie neulich.“
„Nicht gut. Habe ich das gesagt?

Das Urteil im Brandstiftungsprozess Fuchs.

Ein Jahr drei Monate Gefängnis.

Nach dreitägiger Verhandlung kam das Schwurgericht I unter Vorsitz von Landgerichtsdirektor Warfänger auf Grund eines von der Anklagebehörde geführten Indizienbeweises zu der Verurteilung des Junglehrers Alfred Fuchs wegen versuchter Brandstiftung in Tateinheit mit jahrlängiger Täuschung und versuchter Betrug zu einem Jahr drei Monaten Gefängnis, unter Anrechnung von drei Wochen Untersuchungshaft. Der Angeklagte sei zweifellos ein Mann, bei dem man sich einer solchen Tat nicht versehen könnte. Das Gericht hätte ihn auch nie verurteilt, wenn auch nur 1 Proz. einer anderen Lösung als durch Brandstiftung möglich gewesen wäre. Die drei getrennten Brandherde, bei denen es tatsächlich von innen aus den Schränken heraus brannte, schließen eine Selbstentzündung aus und lassen allein auf Brandlegung schließen, die nur von dem Angeklagten ausgegangen sein kann. Das Gericht erteilte Haftbefehl gegen den Angeklagten. Justizrat Bronker bot eine erhöhte Kaution an, und das Gericht erklärte, daß der Angeklagte aus der Haft entlassen werden würde, sobald der Vater zu der bereits gestellten Kaution von 1500 M. den gleichen Betrag nochmals als Sicherheitsleistung bei der Gerichtskasse eingezahlt habe. Vorläufig wurde der Angeklagte ins Untersuchungsgefängnis abgeführt.

Unser juristischer Mitarbeiter schreibt uns zu dem Prozeß: Die Feuermehrfachverständigen hätten mit absoluter Bestimmtheit die drei künstlichen Brandherde festgestellt. Niemand anders als F. konnte sie verursacht haben. Um so komplizierter erschien aber die Persönlichkeit des Angeklagten. Nichts deutete darauf hin, daß er zu einem derartigen Verbrechen fähig sei; seine Kollegen gaben ihm das beste Zeugnis. Und doch ist an diesem Junglehrer etwas, was zu denken gibt. Er lehnte sich aus den kleinen Verhältnissen heraus. Das wird der Grund seines Verbrechens gewesen sein. Er glaubte, in sich plötzlich Geschicklichkeit entdeckt zu haben und heurlaubte sich im Jahre 1922 ohne Gehalt. Mit gepumptem Geld kaufte er zwei Lebensmittelaufschäbte und versuchte sich nebenbei auch im Ankauf von Altmetall; die Inflation mit den seitdem Verdienstmöglichkeiten war wohl dem Lehrer zu Kopf gestiegen. Der Erfolg war eine Schuldenlast, die Rückkehr zum Lehramt, die Verpändung seines Gehaltes. Trotzdem gefiel er sich in seiner breiten Lebensweise. Schließlich wußte er sich nicht mehr zu helfen; er mußte unbedingt eine größere Summe Geldes in die Hände bekommen. Da mag er wohl auf die Idee der Brandstiftung verfallen sein. F. wiederlegte sich vor Gericht wenig geschicklich. Er beteuerte immer wieder seine Unschuld; das schuldete er schließlich seinem Ruf und seinen Kollegen. Er zog es vor, auf Grund eines Indizienbeweises verurteilt zu werden, als geständig zu sein; da konnte er immer noch den Unschuldigen spielen.

Schwerer Gerüstesturz.

Vier Maler abgestürzt und schwer verletzt.

Ein folgenschweres Unglück ereignete sich gestern nachmittag gegen 4 1/2 Uhr in einer Wagenhalle des Betriebsbahnhofes 15 der Abzug in der Belforter Straße 19. Vier Maler, die auf einem Gerüst standen, das in sich zusammenbrach, wurden hierbei mehr oder minder schwer verletzt.

In der Wagenhalle werden gegenwärtig Malerarbeiten ausgeführt. Zu diesem Zweck wurde ein Hängegerüst errichtet, das in einer Höhe von etwa 5 Metern über dem Erdboden angebracht ist und auf dem 6 Maler beschäftigt waren. Während der Arbeit brach das Gerüst plötzlich zusammen. Zwei Maler gelang es noch geistesgegenwärtig auf ein nebenstehendes Gerüst überzuspringen, die anderen vier jedoch stürzten in die Tiefe, wo sie mit Brücken und inneren Verlehnungen zum Teil dem Wutstöße liegen blieben. Der 23jährige Maler Otto Süd aus der Himmelsdorfer Straße 11 zog sich einen Rippenbruch zu. Der 53jährige Maler Franz Perschke, der in Ketschendorf bei Fürstenwalde wohnt, erlitt eine schwere Kopfverletzung. Der 49jährige Maler Max Wölle aus der Niederwallstr. 21 zog sich einen schweren Oberschenkelbruch zu. Am glimpflichsten kam der 41jährige Albert Stolz aus der Remeler Straße 12 davon, der einen Knöchelbruch erlitt. Die vier Verletzten wurden in das Weißenseer Krankenhaus geschafft. Zum Glück besteht bei keinem der Verunglückten Lebensgefahr. Die Schuldfrage konnte bisher noch nicht einwandfrei geklärt werden, es besteht aber die Vermutung, daß das Gerüst überlastet war.

Der Ruhlebener Brandstifter verhaftet.

Der Stallmann Johann Rothmeier, der nach der Brandstiftung auf der Trabrennbahn Ruhleben spurlos verschwunden war, wurde nach im Laufe des gestrigen Vormittags von der Spandauer Kriminalpolizei ermittelt und festgenommen. Blutüberströmte wurde er in einem Wärrerhüschchen auf einer Wiese, die an die Rennbahn angrenzt, entdeckt. Rothmeier gibt die Brandlegung ohne weiteres zu. Wie er sagt, handelte er aus Wut. Er holte an seinen Trainern eine Forderung von noch 220 M. und wollte sein Geld wieder haben, um nach dem Verlassen des Krankenhauses in seine bayerische Heimat zurückzukehren. Auch am Sonntag hatte er wieder nur einen kleinen Erfolg, indem er 10 M. auf Abschlag erhielt. Das ärgerte ihn um so mehr, als andere Stallleute, die er angeborgt hatte, auf Rückgabe drängten. In seiner Wut wollte er irgend etwas unternehmen. So kam er auf den Gedanken, den Stallboden mit seinen Borräten in Brand zu stecken und sich dann selbst das Leben zu nehmen. Er stieg hinauf, legte Feuer an und schlug sich mit einem Hammer, den er auf dem Boden fand, vor und auf den Kopf, um sich so zu betäuben und in die Flammen zu fallen. Trotz wiederholter Rufe aber blieb er bei Bewußtsein. Der beißende Rauch trieb ihn vom Boden wieder hinunter. Blutüberströmte ging er zu den anderen Stallleuten, tief ihnen zu, was er angerichtet hat, schlug sich noch ein paarmal vor den Kopf und machte sich jetzt davon, ohne daß die Kollegen in der Aufregung sahen, wohin er sich wandte. In dem Wasser an der Wiese wollte er baden und sich reinigen. Weil es ihm aber doch zu kalt war, so kam er gleich wieder heraus, verfracht sich in dem Wärrerhüschchen, das in der Nähe des Wassers steht, um sich hier zunächst versteckt zu halten. Er wurde zu einem Arzte gebracht. Nachdem ihm dieser die Körperverletzungen verbunden hatte, brachte man den Verletzten als Gefangenen nach dem Lazarett des Gerichtsgefängnisses. Eine allgemeine Nervenkrankheit konnte der Arzt nicht feststellen. Rothmeier hat sich wohl in einem plötzlichen Anfall von maßloser Wut übermannen lassen.

Kommunistendemonstrationen.

Nach einer mehrwöchigen Erholungspause haben die Kommunisten ihre „politischen Spaziergänge“ zur revolutionären Erziehung ihrer Parteigänger wieder aufgenommen. Mehrere Demonstrationen der K.P.D. fanden gestern Abend unter mäßiger Beteiligung statt. K.P.D. Note Frontkämpfer, die Jungkommunisten und der Rote Frauen- und Mädchenbund hatten ihre Anhänger auf 1/2 Uhr in den Humboldthain, auf die Weberwiese und den Winterfeldplatz gerufen, um gegen die litauischen Henker, den Koalitionschacher, die imperialistischen Kriegstreiber und für Reichstagsauflösung zu demonstrieren. Die Kommunisten merkten gar nicht, wie sehr das an sich so wirkungsvolle politische Mittel des „Rassenaufmarsches“ durch diese Art Demonstrationen abgestumpft und entwertet wird. In den Jagen wurden Transparente, Fahnen und Schilder getragen. Die Polizei hatte Sicherungen getroffen, um Reibereien zu vermeiden. In den Ansprachen der kommunistischen Redner wurden die litauische Faschistenregierung und ihre Terrorakte gegen die Linksoptionellen mit Recht scharf an-

gegriffen. Natürlich fehlte es bei Betrachtung der deutschen innerpolitischen Situation — die alte kommunistische Keiler — nicht an unbegründeten und gehässigen Angriffen gegen die „S.P.D.-Führer“, die dem Agitationsbedürfnis einer ebenso hemmungslosen wie unreifen Verleumdungstatistik entspringen. Die Demonstrationen verpufften vollkommen wirkungslos. Der kluge und überlegende Teil der Berliner Arbeiterschaft weiß es längst, daß, abgesehen von der Bedeutungslosigkeit dieses Kommunismus überhaupt, mit derartigen „Demonstrationen“ nichts erreicht und nichts gewonnen wird.

Liebestragödie in Karlshorst.

Mord und Selbstmord.

Eine blutige Liebestragödie spielte sich gestern nachmittag um 1/2 5 Uhr in der Treskowallee 85 zu Karlshorst ab. Der 23jährige Schlosser Hans Wig aus der Grimmsstr. 27 zu Berlin gab auf seine 30jährige Geliebte, die hausangestellte Frieda Wörpel, mehrere Schüsse ab, die auf der Stelle tödlich wirkten. Dann tötete er sich selbst durch einen Schuß in die Schläfe. M., der mit Fräulein W. ein Verhältnis unterhielt, das in letzter Zeit sehr getrübt war, erschien gestern nachmittag in Karlshorst, um eine Unterredung herbeizuführen. Als er erfuhr, daß die W. in der Waschküche beschäftigt sei, begab er sich unauffällig nach oben. Nach einem Wortwechsel zog Wig eine Mehrladepistole hervor und gab auf seine Geliebte drei Schüsse ab, die in Kopf und Brust drangen und ihren sofortigen Tod herbeiführten. Als M. sah, was er angerichtet hatte, jagte er sich eine Kugel in die Schläfe. Die Leichen wurden beschlagnahmt und nach der Leichenhalle in der Bornimstraße gebracht.

Ein Raubüberfall vor der Aufklärung?

Nach einer Meldung aus Stettin scheint der Raubüberfall bei Zühlendorf seiner Aufklärung entgegen zu gehen. Wie erinnert, wurde am 4. Dezember vorigen Jahres in den Vormittagsstunden eine Witwe Frau Anna Maurischat in ihrem Landhaus in Zühlendorf überfallen, schwer verletzt und beraubt. Der Verdacht der Täterschaft lenkte sich auf einen Mann, der bei der Frau vorgeschrieben und sich für einen Vertreter eines Berliner Verlages ausgegeben hatte. Als er dann wiederkam, schlug er sie mit einer schweren Spiritusflasche zu Boden, durchwühlte alle Kästen und fand schließlich 10 Mark, mit denen er städtete. Die Ermittlungen der Kriminalpolizei lenkten den Verdacht auf Grund der Beschreibungen, die die wiederhergestellte Frau ihr geben konnte, auf einen Akquisiteur Ernst M., der in Berlin ansässig ist. Seit dem Ueberfall in Zühlendorf war er jedoch nicht in seine Wohnung zurückgekehrt. Auf Grund der ausgesandten Fahndungsdepeschen wurde M. gestern mittag auf dem Postamt I in Stettin, wo er seine Eingänge abholen wollte, erkannt und festgenommen. Er bestritt, den Raubüberfall verübt zu haben, wird aber nach Berlin gebracht und zur völligen Klärung der Frau Maurischat gegenübergestellt werden.

Von Rauchgasen erstickt.

Ein schweres Brandunglück, dem ein 76jähriger Greis zum Opfer fiel, ereignete sich gestern Abend gegen 8 Uhr in der Minienstraße 122. Im zweiten Stockwerk des Quergebäudes wohnt der 76jährige Rentier K. Blahn zusammen mit einer Tochter, die die Wirtschaft führt. Als die Tochter gestern Abend von einer Befragung heimkehrte, fand sie das Zimmer, in dem der Vater krank im Bett lag, ganz mit Rauch angefüllt. Das Bett glühte an einigen Stellen, Blahn selbst lag leblos am Fußboden. Die Feuerwehr wurde sofort hinzugerufen und stellte Wiederbelebungsversuche an, die aber ohne Erfolg blieben. Vermutlich ist das Bett durch ein nebenstehendes brennendes Licht in Brand geraten. Der alte Mann hat noch versucht das Freie zu gewinnen, ist aber infolge der Rauchentwirkung bewußtlos zu Boden gesunken und den Rauchgasen zum Opfer gefallen.

Eine goldene Handtasche geraubt.

Ein sorgfältig vorbereiteter Raub wurde am vergangenen Sonnabendabend in einem Haus Unter den Linden an der Ecke der Charlottenstraße verübt. Eine Dame machte vor einigen Tagen durch ein Zeitungsinserat bekannt, daß sie eine goldene Handtasche mit Brillanten zu verkaufen beabsichtige. Am Sonnabendabend erschien bei ihr ein Mann in mittleren Jahren, der sich als „Juwelier Kaufmann“ vorstellte und erzählte, daß er in der Friedrichstraße ein Geschäft habe. Den Preis von über 3000 Mark fand er nicht zu hoch. Das Geschäft sollte gleich abgeschlossen werden. Die Dame übergab denn auch die kostbare Tasche ihrer Tochter, die sie mit „Kaufmann“ zusammen seinem Käufer vorlegen sollte. Beide fuhren nach den Linden und hier führte der „Juwelier“ die junge Dame in den ersten Stock eines Eckhauses an der Charlottenstraße. Es entstand nun ein Hin und Her, weil der Juwelier die Tasche gerne haben und die junge Dame sie nicht aus der Hand geben wollte. Während beide auf dem Korridor auf und abgingen, entriß ihr der „Juwelier“ plötzlich die

Handtasche, eilte die Treppe hinunter und zum Hause hinaus und war bereits spurlos verschwunden, bevor sich die Beraubte noch von ihrem Schreck erholt hatte. Der Räuber ist etwa 35 bis 40 Jahre alt, hat dünnes dunkelblondes Haar mit einer ziemlich großen Glatze und trug einen dunklen Hflster, einen blaugrauen Seidenschal und gestreifte Beinkleider. Er wird ohne Zweifel versuchen, seine Beute zu Geld zu machen.

Politik und Moral.

Im Hörsaal I der Deutschen Hochschule für Politik sprach am Sonnabend Abend Professor Scheller-Kön über „Politik und Moral“. Nach allgemeineren Definitionen der Begriffe Politik und Moral und ihrer Beziehungen zueinander („Moral beruht auf Machtverhältnissen“, „der Staat bestimmt, was gut und schlecht ist“) behandelte Scheller die einzelnen Doktrinen der Staats- und Moralaufassung, indem er sie in ihren Hauptpunkten objektiv heraus-schälte. Für Fr. W. Förster ist die Moral das unbedingt Primäre in der Politik, alle Politik ist ihm den sittlichen Regeln unterstellt. Dagegen sagt Machiavelli, Lüge ist Lüge, aber du darfst lügen. Hier zeigt sich ein völliger Dualismus zwischen Politik und Moral. Die Moral ist für Machiavelli in jeder Beziehung der Politik untergeordnet und, wenn die „Staatsnotwendigkeiten“ es erfordern, fraste Theorie ohne jeglichen Kurswert. Scheller streifte auch kurz die sogenannte Negativpolitik (Shandil), die ihm das interessanteste Phänomen neuer politischer Willensbildung ist. Die sozialistische Doktrin betont die Moralität des Klassenkampfes, der auf der endlichen moralischen Orientierung von Staat und Gesellschaft fußt. Schließlich entwickelte der Vortragende seine eigene These, daß die Politik keinerlei Arten des Sittengesetzes untersteht und völlig autonom handelt. Der zweite Teil des Vortrages galt der kritischen Stellungnahme zu den verschiedenen Thesen.

Einen tragischen Tod fand unser Parteigenosse, der Buchdrucker Johannes Hegemann, Mödenerstr. 81. Als er sich in der Silbesternacht von seiner Arbeitsstätte, der Norddeutschen Buchdruckerei A.-G., auf dem Heimwege befand, wurde er in unmittelbarer Nähe seiner Wohnung von einem Kraftwagen überfahren. In bestmöglicher Weise wurde er ins Elisabeth-Krankenhaus gebracht. Ohne die Besinnung wiedererlangt zu haben, haßte am Donnerstag die Augen für immer geschlossen. Genosse Hegemann stand im 60. Lebensjahre und vor wenigen Tagen sind 25 Jahre verfloßen, seit er sich der Sozialdemokratischen Partei angeschlossen hat. Die 40. Abteilung hat eines ihrer treuesten und rührigsten Mitglieder verloren.

Daßstahlbrand in Berlin O. Die Feuerwehr wurde gestern nachmittag gegen 1/2 5 Uhr von mehreren Seiten zu gleicher Zeit nach der Kochhannstr. 25 gerufen, wo Teile des Seitenflügel- und Quergebäudebadahtuhles in Flammen standen. Vier Löschzüge unter Leitung des Baurats Müller eilten an die Brandstelle. Erst nach über einstündigem Wassergeben war die Hauptgefahr beseitigt.

Ein beklagenswerter Unglücksfall ereignete sich gestern mittag auf der Wannseebahnstrecke. Dort wurde dicht am Bahnübergang des Dahlemer Wegs zwischen den Stationen Völkerveede-West und Zehlendorf-Mitte ein zunächst unbekannter Knabe mit schweren Kopfverletzungen sterbend aufgefunden. Ehe noch ein Arzt zur Stelle sein konnte, war das Kind verschieden. Es gelang auch im Laufe des Nachmittags, den kleinen Leuten festzustellen. Es ist ein 9 Jahre alter Konstantin Ulrich, der bei seinen Eltern in der Ansbacher Straße 40 wohnt. Der Knabe war am Sonnabend zu seiner Tante nach Werder gefahren und wor von der Dame in den 11-Uhr-Zug nach Berlin gefahrt worden. Allem Anschein war die Tür des Abteils nicht fest geschlossen und sprang aus, als das Kind sich dagegen lehnte. Mitteilungen über Beobachtungen des Vorfalls nimmt das Polizeiamt Zehlendorf, Alsenstraße 62, entgegen.

Ueber Anna Cauer und Walter Rathenau, ihre Stellung zum Krieg und politischen Umfassung spricht die Reichstagsabgeordnete Dr. Else Lüders am Dienstag, den 11. Januar 1927, abends 7 1/2 Uhr im Sozialwissenschaftlichen Klub, Berlin SW., Wilhelmstr. 48.

Der falsche Hohenzollernprinz.

Sonderehrung der Kölner Karnevalsgeellschaften.

Köln, 10. Januar. (Eigener Drahtbericht.) Im Verlauf der weiteren Vernehmung des falschen Hohenzollernprinzen durch die Kölner Kriminalpolizei gab Domela an, daß er anfänglich die Absicht gehabt habe, eine Vortrags-tournee durch Frankreich unternehmen zu wollen, um gegen entsprechende Vergütung seine Erlebnisse in Mitteldeutschland vorzutragen. Im Werbebureau der Fremdenlegation wurde ihm jedoch gesagt, daß das Werbebureau eine derartige Vortrags-tournee nicht vorbereiten und durchführen könne. Da Domela fürchten mußte, von der deutschen Polizei gefaßt zu werden, entschloß er sich dann für die Fremdenlegation. Ein anderer Angeworbener, den die auf die Ergreifung Domelas ausgehende Belohnung reizte, machte dann in Euskirchen der Kriminalpolizei unauffällig Mitteilung, worauf die Verhaftung erfolgen konnte. Die Kölner Karnevalsgeellschaften haben sich, wie zu erwarten war, den witzigen Stoff, den ihnen Domela mit seinen Streichen geliefert hat, nicht entgehen lassen. Bereits am Sonntag traten in verschiedenen Herrensitungen größerer Kölner Gesellschaften als Baron von Korff usw. auf und entzefelten für-mische Heiterkeit. Wie unser Parteiblatt in Köln mitteilt, beschloßen die Karnevalsgeellschaften, Domela in Anerkennung seiner Verdienste um den Kölner Karneval die seidenen Röhre und die dazu gehörenden Karnevalsorden der Gesellschaften zu überreichen. Karnevalsorden gehören in erster Linie den mitteldeutschen Blamierten.

Der Todschlag an dem Arzt Gerlach.

Fünf Jahre Zuchthaus für den Täter.

Stettin, 10. Januar. (U.) Das hiesige Schwurgericht verhandelte heute gegen die Brüder Walter und Wilhelm Scholz aus Ahlbeck wegen Todschlags an dem Arzt Dr. Gerlach aus Berlin-Zehlendorf. Die Tat war in der Nacht vom 7. zum 8. August in der Nähe des Strandes zu Heringsdorf und Ahlbeck verübt worden. Der Staatsanwalt beantragte ein Jahr Gefängnis für den 20jährigen Walter Scholz wegen Körperverletzung mit Todesfall; das Schwurgericht setzte jedoch eine Strafe von fünf Jahren Zuchthaus fest, da es annahm, daß der Angeklagte bewußt dem Verfolger eine schwere Verletzung beibringen wollte. Das Urteil gegen Wilhelm Scholz lautete auf drei Monate Gefängnis.

Die Katastrophe im Laurier-Lichtspieltheater.

Montreal, 10. Januar. Die Zahl der bei der Katastrophe im Laurier-Lichtspieltheater ums Leben gekommenen Personen wird heute amtlich auf 76 angegeben; 35 verlebte Kinder befinden sich in den Krankenhäusern; sie sind außer Lebensgefahr. Die Ueberlebenden geben ergreifende Schilderungen von den Vorgängen bei der Katastrophe und den Kampf der Zuschauer um den Weg ins Freie. Ein 10 Jahre alter Knabe erzählt, daß er gerade an einer Stelle des lustigen Films, bei der alles lachte, Flammen und Rauch bemerkte. Die Anwesenden eilten in wildem Gedränge von der Galerie dem Ausgange zu. Er selbst troch inmitten der Menge, die kämpfend die Treppe zu erreichen suchte, aber die zu Boden Getretenen nach dem Ausgange. Ein anderer Knabe schilderte, wie er auf der Treppe zu Boden gerissen wurde und dann auf den Leichen dreier Knaben, während noch sechs Verlebte über ihm lagen, ausbarren mußte, bis die Polizei ihn rettete.

Raubüberfall auf eine amerikanische Bank. In Tulsa im Staate Oklahoma überfielen sechs Banditen die Staatsbank. Sie schloßen den Bankpräsidenten und Kassierer nieder und raubten 50 000 Dollar.

Funkwinkel.

Am Sonntag letzte Dr. Hellmut Falkenfeld seine Ausführungen über „Die Philosophie Kant's“ fort, in denen er mit Glück versucht, das schwierige Thema der Kantischen Philosophie allgemeinverständlich zu behandeln. Recht gut gelang die populäre Darstellung auch Dr. C. Kofner, der über „Die Schneedecke im Gebirge“ sprach. Das „Deutsche Volkslied“, das Dr. Leopold Hirschberg an musikalischen Beispielen erläuterte, fand hoffentlich die verdiente Aufmerksamkeit der Hörer. Die Stunde der Lebenden war diesmal der Literatur, den Schriftstellern Max Hermann-Reiche und Fritz Walter Bischoff gewidmet. Das Beste des Tages brachte die Abendveranstaltung. Blich dirigierte an diesem Wagner-Abend, der Opern- und Opernoperle gab und zeigte wieder, welche künstlerischen Kräfte, leider erst nicht genug genützt, in dem Berliner Funkorchester schlummern.

Der Montag ließ aufmerken durch den Titel eines Vortrages „Die Lebenskunst der Hausfrau“, den Juliane Richter angekündigt hatte. Leider blieb es wieder das frisch-fromm-fröhliche Gartenlaubengeschwätz. Die Mutter, die sechs Kinder zwar nicht ausreichend satt machen, aber doch Lebenskünstlerin sein kann, sein soll schweben der Rednerin vor. Man erfuhr, daß es Lebenskunst ist oder sein soll, nach acht Tagen bereits wieder Kalbsfrischkäse auf den Tisch zu bringen, wenn man es vor acht Tagen gehabt hat. Max Ehrlich verplauderte nett und belanglos eine Nachmittagsstunde und das Etikette-Kammerorchester, das sich endgültig zu dem Programm „Unser Salonalbum“ entschließen sollte, sorgte für den musikalischen Verlauf des Nachmittags. Weiß man am Berliner Funkabend nicht, daß der unvermeidliche Eröffnungsmarsch schon durch seinen Titel „Feuert los!“ bei vielen Funkhörern schmerzhafteste Empfindungen auslöste. Auch der Abend, auf allerdings etwas höherem Niveau, bot von 1/10 Uhr Salonmusik. Solche Gaben vertischter Musik, vertischt durch die Art der Zusammenstellung und durch oft unzulängliche Ausführung, sind aber trotz einzelner beachtenswerter Nummern für Funkhörer von einigem Geschmack auf die Dauer unerträglich und verleiden ihnen die Freude am Rundfunk. Leichte Musik kann, soll und muß auch verbreitet werden, ebenso leichte Blauderei und ähnliches. Aber man gebe diesen Dingen nicht gewaltsam einen Bildungsantrieb, sondern lasse sie scheinen, was sie sind. Und vor allen Dingen: Man gebe nicht zu viel.

Parteinachrichten für Groß-Berlin

Einladungen für diese Rubrik sind Berlin S 26, Lindenstraße 3.

Heute, Dienstag, 11. Januar: 7. Abt. 7 1/2 Uhr in Cornis Festhallen, Gartenstr. 7, Mitgliederversammlung...

Morgen, Mittwoch, 12. Januar: Mitgliederveranstaltungen und Jahrlabende: 1. Abt. 7 1/2 Uhr in der Schulaula, Auguststr. 65...

2. Abt. 7 1/2 Uhr in der Schulaula, Auguststr. 65, Vortrag: 'Das neue tote Wien'...

3. Abt. 7 1/2 Uhr im Gewerkschaftshaus, Engelstr. 24/25, Saal 1, Geschäftsbericht...

4. Abt. 7 1/2 Uhr bei Schmarz, Planenstraße Str. 9, Vortrag: 'Gegen Schmutz und Schand'...

5. Abt. 7 1/2 Uhr im Rosenhofer Hof, Rosenhofer Str. 11/12, Geschäfts- und Rechenbericht...

6. Abt. 7 1/2 Uhr bei Dittner, Schwebler Str. 23, Neuwahl der Abteilungsleitung...

7. Abt. 7 1/2 Uhr in den bekannten Lokalen, Vortrag: 'Die politische Lage'...

8. Abt. 7 1/2 Uhr bei Berger, Koenigsstr. 21, Rede Jugendsache, Vortrag: 'Das Gewerkschaftsleben in Himmelsdorf'...

9. Abt. 7 1/2 Uhr bei Schmidt, Wicelstr. 17, Neuwahl der Abteilungsleitung...

10. Abt. 7 1/2 Uhr in Artushof, Fieselerstr. 29, Vortrag: 'Die wirtschaftspolitische Lage'...

11. Abt. 8 Uhr bei Grottel, Koenigsstr. 21, Rede Jugendsache, Vortrag: 'Das Gewerkschaftsleben in Himmelsdorf'...

12. Abt. 7 1/2 Uhr bei Schmidt, Wicelstr. 17, Neuwahl der Abteilungsleitung...

13. Abt. 7 1/2 Uhr in der Gemeindefschule Hauptversammlung, Die Funktionäre...

14. Abt. 8 Uhr bei Richter, Potsdamer Str. 25, Neuwahl des Vorstandes...

15. Abt. 8 Uhr bei Schilling, Köpenicker-Str. 42, ordentliche Generalversammlung...

16. Abt. 7 1/2 Uhr bei Schmidt, Wicelstr. 17, Neuwahl der Abteilungsleitung...

17. Abt. 7 1/2 Uhr bei Grottel, Koenigsstr. 21, Rede Jugendsache, Vortrag: 'Das Gewerkschaftsleben in Himmelsdorf'...

18. Abt. 7 1/2 Uhr bei Schmidt, Wicelstr. 17, Neuwahl der Abteilungsleitung...

19. Abt. 7 1/2 Uhr bei Schmidt, Wicelstr. 17, Neuwahl der Abteilungsleitung...

20. Abt. 7 1/2 Uhr bei Schmidt, Wicelstr. 17, Neuwahl der Abteilungsleitung...

21. Abt. 7 1/2 Uhr bei Schmidt, Wicelstr. 17, Neuwahl der Abteilungsleitung...

22. Abt. 7 1/2 Uhr bei Schmidt, Wicelstr. 17, Neuwahl der Abteilungsleitung...

23. Abt. 7 1/2 Uhr bei Schmidt, Wicelstr. 17, Neuwahl der Abteilungsleitung...

24. Abt. 7 1/2 Uhr bei Schmidt, Wicelstr. 17, Neuwahl der Abteilungsleitung...

25. Abt. 7 1/2 Uhr bei Schmidt, Wicelstr. 17, Neuwahl der Abteilungsleitung...

26. Abt. 7 1/2 Uhr bei Schmidt, Wicelstr. 17, Neuwahl der Abteilungsleitung...

27. Abt. 7 1/2 Uhr bei Schmidt, Wicelstr. 17, Neuwahl der Abteilungsleitung...

28. Abt. 7 1/2 Uhr bei Schmidt, Wicelstr. 17, Neuwahl der Abteilungsleitung...

29. Abt. 7 1/2 Uhr bei Schmidt, Wicelstr. 17, Neuwahl der Abteilungsleitung...

30. Abt. 7 1/2 Uhr bei Schmidt, Wicelstr. 17, Neuwahl der Abteilungsleitung...

31. Abt. 7 1/2 Uhr bei Schmidt, Wicelstr. 17, Neuwahl der Abteilungsleitung...

32. Abt. 7 1/2 Uhr bei Schmidt, Wicelstr. 17, Neuwahl der Abteilungsleitung...

33. Abt. 7 1/2 Uhr bei Schmidt, Wicelstr. 17, Neuwahl der Abteilungsleitung...

34. Abt. 7 1/2 Uhr bei Schmidt, Wicelstr. 17, Neuwahl der Abteilungsleitung...

35. Abt. 7 1/2 Uhr bei Schmidt, Wicelstr. 17, Neuwahl der Abteilungsleitung...

36. Abt. 7 1/2 Uhr bei Schmidt, Wicelstr. 17, Neuwahl der Abteilungsleitung...

Für die weltliche Schule! Werberveranstaltungen der freien Schulgemeinden Tempelhof und Friedrichshain.

heute Dienstag, abends 7 1/2 Uhr, spricht Oberstudienrat Dr. Frh. Karsten in der Aula Friedenstr. 31 in einer öffentlichen Elternversammlung über: 'Die weltlichen Schulen im Bezirk Friedrichshain'.

Am Freitag, den 14. Januar, abends 8 Uhr, hält die freie Schulgemeinde Tempelhof in der Aula Kaiserin-Augusta-Strasse ihre erste öffentliche Werberveranstaltung ab.

Dr. Karsten spricht über das Thema: 'Warum müssen wir unsere Kinder in die weltliche Schule schicken?' Die Eltern sind herzlich eingeladen!

37. Abt. 7 1/2 Uhr bei Schmidt, Wicelstr. 17, Neuwahl der Abteilungsleitung...

38. Abt. 7 1/2 Uhr bei Schmidt, Wicelstr. 17, Neuwahl der Abteilungsleitung...

39. Abt. 7 1/2 Uhr bei Schmidt, Wicelstr. 17, Neuwahl der Abteilungsleitung...

40. Abt. 7 1/2 Uhr bei Schmidt, Wicelstr. 17, Neuwahl der Abteilungsleitung...

41. Abt. 7 1/2 Uhr bei Schmidt, Wicelstr. 17, Neuwahl der Abteilungsleitung...

42. Abt. 7 1/2 Uhr bei Schmidt, Wicelstr. 17, Neuwahl der Abteilungsleitung...

43. Abt. 7 1/2 Uhr bei Schmidt, Wicelstr. 17, Neuwahl der Abteilungsleitung...

44. Abt. 7 1/2 Uhr bei Schmidt, Wicelstr. 17, Neuwahl der Abteilungsleitung...

45. Abt. 7 1/2 Uhr bei Schmidt, Wicelstr. 17, Neuwahl der Abteilungsleitung...

46. Abt. 7 1/2 Uhr bei Schmidt, Wicelstr. 17, Neuwahl der Abteilungsleitung...

47. Abt. 7 1/2 Uhr bei Schmidt, Wicelstr. 17, Neuwahl der Abteilungsleitung...

48. Abt. 7 1/2 Uhr bei Schmidt, Wicelstr. 17, Neuwahl der Abteilungsleitung...

49. Abt. 7 1/2 Uhr bei Schmidt, Wicelstr. 17, Neuwahl der Abteilungsleitung...

50. Abt. 7 1/2 Uhr bei Schmidt, Wicelstr. 17, Neuwahl der Abteilungsleitung...

51. Abt. 7 1/2 Uhr bei Schmidt, Wicelstr. 17, Neuwahl der Abteilungsleitung...

52. Abt. 7 1/2 Uhr bei Schmidt, Wicelstr. 17, Neuwahl der Abteilungsleitung...

53. Abt. 7 1/2 Uhr bei Schmidt, Wicelstr. 17, Neuwahl der Abteilungsleitung...

54. Abt. 7 1/2 Uhr bei Schmidt, Wicelstr. 17, Neuwahl der Abteilungsleitung...

55. Abt. 7 1/2 Uhr bei Schmidt, Wicelstr. 17, Neuwahl der Abteilungsleitung...

56. Abt. 7 1/2 Uhr bei Schmidt, Wicelstr. 17, Neuwahl der Abteilungsleitung...

57. Abt. 7 1/2 Uhr bei Schmidt, Wicelstr. 17, Neuwahl der Abteilungsleitung...

58. Abt. 7 1/2 Uhr bei Schmidt, Wicelstr. 17, Neuwahl der Abteilungsleitung...

Sterbetafel der Groß-Berliner Partei-Organisation

48. Abt. In den folgenden Unvollständigen verstarb unter Abteilungsleiter Genosse Johannes Eggemann, Wälderstr. 51, GutsMuths-Witzweg 12, Januar, abends 6 1/2 Uhr, im Anatomischen Baumfällwerk...

49. Abt. In den folgenden Unvollständigen verstarb unter Genosse Karl Eggemann, Wälderstr. 51, GutsMuths-Witzweg 12, Januar, abends 6 1/2 Uhr, im Anatomischen Baumfällwerk...

50. Abt. In den folgenden Unvollständigen verstarb unter Genosse Karl Eggemann, Wälderstr. 51, GutsMuths-Witzweg 12, Januar, abends 6 1/2 Uhr, im Anatomischen Baumfällwerk...

51. Abt. In den folgenden Unvollständigen verstarb unter Genosse Karl Eggemann, Wälderstr. 51, GutsMuths-Witzweg 12, Januar, abends 6 1/2 Uhr, im Anatomischen Baumfällwerk...

52. Abt. In den folgenden Unvollständigen verstarb unter Genosse Karl Eggemann, Wälderstr. 51, GutsMuths-Witzweg 12, Januar, abends 6 1/2 Uhr, im Anatomischen Baumfällwerk...

53. Abt. In den folgenden Unvollständigen verstarb unter Genosse Karl Eggemann, Wälderstr. 51, GutsMuths-Witzweg 12, Januar, abends 6 1/2 Uhr, im Anatomischen Baumfällwerk...

54. Abt. In den folgenden Unvollständigen verstarb unter Genosse Karl Eggemann, Wälderstr. 51, GutsMuths-Witzweg 12, Januar, abends 6 1/2 Uhr, im Anatomischen Baumfällwerk...

55. Abt. In den folgenden Unvollständigen verstarb unter Genosse Karl Eggemann, Wälderstr. 51, GutsMuths-Witzweg 12, Januar, abends 6 1/2 Uhr, im Anatomischen Baumfällwerk...

56. Abt. In den folgenden Unvollständigen verstarb unter Genosse Karl Eggemann, Wälderstr. 51, GutsMuths-Witzweg 12, Januar, abends 6 1/2 Uhr, im Anatomischen Baumfällwerk...

57. Abt. In den folgenden Unvollständigen verstarb unter Genosse Karl Eggemann, Wälderstr. 51, GutsMuths-Witzweg 12, Januar, abends 6 1/2 Uhr, im Anatomischen Baumfällwerk...

58. Abt. In den folgenden Unvollständigen verstarb unter Genosse Karl Eggemann, Wälderstr. 51, GutsMuths-Witzweg 12, Januar, abends 6 1/2 Uhr, im Anatomischen Baumfällwerk...

59. Abt. In den folgenden Unvollständigen verstarb unter Genosse Karl Eggemann, Wälderstr. 51, GutsMuths-Witzweg 12, Januar, abends 6 1/2 Uhr, im Anatomischen Baumfällwerk...

60. Abt. In den folgenden Unvollständigen verstarb unter Genosse Karl Eggemann, Wälderstr. 51, GutsMuths-Witzweg 12, Januar, abends 6 1/2 Uhr, im Anatomischen Baumfällwerk...

61. Abt. In den folgenden Unvollständigen verstarb unter Genosse Karl Eggemann, Wälderstr. 51, GutsMuths-Witzweg 12, Januar, abends 6 1/2 Uhr, im Anatomischen Baumfällwerk...

62. Abt. In den folgenden Unvollständigen verstarb unter Genosse Karl Eggemann, Wälderstr. 51, GutsMuths-Witzweg 12, Januar, abends 6 1/2 Uhr, im Anatomischen Baumfällwerk...

63. Abt. In den folgenden Unvollständigen verstarb unter Genosse Karl Eggemann, Wälderstr. 51, GutsMuths-Witzweg 12, Januar, abends 6 1/2 Uhr, im Anatomischen Baumfällwerk...

Sozialistische Arbeiterjugend Groß-Berlin.

heute, Dienstag, 11. Januar, abends 7 1/2 Uhr:

Gebäudebau: Schule Götterburger Straße, Vortrag: 'Bau und Möbel in der Jugendbewegung'...

Gebäudebau: Schule Götterburger Straße, Vortrag: 'Bau und Möbel in der Jugendbewegung'...

Gebäudebau: Schule Götterburger Straße, Vortrag: 'Bau und Möbel in der Jugendbewegung'...

Gebäudebau: Schule Götterburger Straße, Vortrag: 'Bau und Möbel in der Jugendbewegung'...

Gebäudebau: Schule Götterburger Straße, Vortrag: 'Bau und Möbel in der Jugendbewegung'...

Gebäudebau: Schule Götterburger Straße, Vortrag: 'Bau und Möbel in der Jugendbewegung'...

Gebäudebau: Schule Götterburger Straße, Vortrag: 'Bau und Möbel in der Jugendbewegung'...

Vorträge, Vereine und Versammlungen.

Reichsbanner 'Schwarz-Rot-Gold': Geschäftsstelle: Berlin S 14, Ebdorferstr. 87/88 Hof 2 Et. ...

Reichsbanner 'Schwarz-Rot-Gold': Geschäftsstelle: Berlin S 14, Ebdorferstr. 87/88 Hof 2 Et. ...

Reichsbanner 'Schwarz-Rot-Gold': Geschäftsstelle: Berlin S 14, Ebdorferstr. 87/88 Hof 2 Et. ...

Reichsbanner 'Schwarz-Rot-Gold': Geschäftsstelle: Berlin S 14, Ebdorferstr. 87/88 Hof 2 Et. ...

Reichsbanner 'Schwarz-Rot-Gold': Geschäftsstelle: Berlin S 14, Ebdorferstr. 87/88 Hof 2 Et. ...

Sport.

Die Mannschaften im Sechsstagerennen.

14 Paare am Start! Die Starterliste für das am Mittwochabend in der Kaiserdamm-Arena beginnende 18. Berliner Sechstagerennen ist nunmehr endgültig fest.

14 Paare am Start! Die Starterliste für das am Mittwochabend in der Kaiserdamm-Arena beginnende 18. Berliner Sechstagerennen ist nunmehr endgültig fest.

14 Paare am Start! Die Starterliste für das am Mittwochabend in der Kaiserdamm-Arena beginnende 18. Berliner Sechstagerennen ist nunmehr endgültig fest.

Geschäftliche Mitteilungen.

„Reine Worte — nur Taten“ lesen Sie nochmals in einem beliebigen Inserat. Die Arbeiter in Berlin in diesem Inseratverzeichnis bieten, und nicht die Taten. Die Arbeiter liefern den Beweis, indem Sie die Gelegenheit zu haben nur noch 2 Tage Zeit.

Europas Arbeitslosenheer.

Ohne Sowjetrußland eine Armee von 8-9 Millionen. — Vor großen Kämpfen.

Das abgelaufene Jahr war in den meisten europäischen Ländern durch eine ungeheure Arbeitslosigkeit gekennzeichnet. Die Völker Europas haben diese schwere Erbschaft auch in das neue Jahr herübergebracht. Unmöglich ist es, die Größe des gesamten Heeres der Arbeitslosen mit vollständiger Genauigkeit festzustellen. Wir wollen aber versuchen, das Problem soweit zu beleuchten, wie es die vorhandenen Materialien und die üblichen Methoden der Bewertung von Teilergebnissen gestatten.

In Deutschland betrug die Zahl der Hauptunterstützungsempfänger am 1. Dezember 1926 1 369 014 Personen (davon 245 146 weibliche). Diese Zahl ist recht hoch, sie bedeutet jedoch eine Besserung der Lage auf dem deutschen Arbeitsmarkt, wenn wir sie mit den Daten am Anfang des abgelaufenen Jahres vergleichen:

Januar 1926	2 030 646	Unterstützungsempfänger
Februar 1926	8 055 928	
März 1926	1 942 011	

Die angeführte Zahl umfaßt aber bei weitem nicht alle, die in Deutschland vergeblich nach Arbeit suchen. Es müssen noch abgelehnte Unterstützungsgesuche hinzugefügt werden, deren Zahl mindestens 10 Proz. der Unterstützungsempfänger beträgt, und die Ausgesteuerten, die nicht weniger zahlreich sind. Die auf Vollarbeitslose umgerechneten Kurzarbeiter können weiter mit rund 200 000 angenommen werden. So schätzt denn auch „Wirtschaft und Statistik“ zur Jahreswende in Deutschland 1 850 000 Arbeitslose.

Die letzte Zahl ist aber immer noch zu niedrig; es bleiben noch viele „selbständige“ Einzelproduzenten, die nicht weniger als die Fabrikarbeiter das Grauen der Arbeitslosigkeit empfinden; ferner ist die kurzfristige Arbeitslosigkeit nicht berücksichtigt; endlich werden nicht immer die minderjährigen Arbeitsuchenden als Arbeitslose anerkannt. Im ganzen genommen muß die Zahl der Arbeitslosen in Deutschland bei weitem zwei Millionen überschreiten, vielleicht sich sogar 2,5 Millionen nähern.

In Großbritannien werden fast 12 Millionen Lohnempfänger durch die Arbeitslosenversicherung umfaßt. Die Zahl der Arbeitslosen in den versicherten Wirtschaftszweigen betrug:

Im Durchschnitt von 1921	1 957 446
1922	1 692 080
1923	1 848 782
1924	1 185 427
1925	1 322 489
September 1926	1 648 822
Oktober 1926	1 635 886
November 1926	1 626 285

Hier ist die Arbeitslosigkeit ständig geworden, die Lage weist keine konjunkturelle Verbesserung auf. Die ermittelten Zahlen sind aber wieder kleiner als die wirklichen. Die Versicherung umfaßt in England nicht nur drei Viertel der gesamten Arbeiter und Angestellten, deren Zahl 16 Millionen überschreitet. Es ist anzunehmen, daß die unvericherten Wirtschaftszweige ebenso wie die versicherten durch die Depression betroffen sind. Die Zahl der Arbeitslosen muß deshalb entsprechend erhöht werden. Hierzu kommen noch, wie in Deutschland, die abgelehnten Unterstützungsgesuche, die ausgesetzten, die arbeitslosen Einzelproduzenten, die Minderjährigen, — und wer weiß, wie groß ihre Zahl ist? Wir werden sehr vorsichtig gewesen sein, wenn wir die gesamte Zahl der Arbeitslosen in Großbritannien mit denselben Zahlen wie für Deutschland schätzen: über 2 Millionen, vielleicht nicht unter 2,5 Millionen.

Für Frankreich liegen keine genauen Angaben vor. Hier existiert so gut wie keine Arbeitslosenunterstützung; die Gewerkschaften sind andererseits schwach und führen keine Statistik der Arbeitslosigkeit. Die Stabilisierungskrise ist hier erst in der Entwicklung und hat noch lange nicht ihre volle Schärfe erreicht. Die von einem Teil der Presse mitgeteilte Zahl der Arbeitslosen: 2 000 000 scheint uns übertrieben groß zu sein. Es handelt sich hier wohl um mehrere Hunderttausend Arbeitslose, nicht aber um Millionen.

Für die Niederlande, Schweden, Norwegen und Dänemark besitzen wir Angaben über den Prozentsatz der Arbeitslosen unter den Mitgliedern der Gewerkschaften. In allen diesen Ländern (außer Schweden) erweitern die Zahlen denselben ständigen Charakter der Arbeitslosigkeit, den wir oben bei Großbritannien betont haben. Der Prozentsatz der Arbeitslosen unter den Mitgliedern der Gewerkschaften betrug:

	Niederlande	Schweden	Norwegen	Dänemark
Im Durchschnitt von 1921	10,9	26,6	17,6	10,7
1922	12,6	22,9	17,1	10,8
1923	12,8	12,5	10,6	12,7
1924	10,2	10,1	8,5	10,7
1925	9,5	11,1	13,2	14,7
Ende 1926	7,4	11,5	22,0	22,1

Wir wollen die Prozentätze für Ende 1926 auf die Gesamtzahl der Lohn- und Gehaltsempfänger der betreffenden Länder (allerdings ohne die Landarbeiter) anwenden.

	Zahl der arbeitslosen Arbeitnehmer	Prozentatz der Arbeitslosen Ende 1926	Geschätzte Zahl der Arbeitslosen
Niederlande	1 800 000	7,4 Proz.	130 000
Schweden	900 000	11,5	100 000
Norwegen	450 000	22,0	100 000
Dänemark	700 000	22,1	155 000

Nach derselben Methode kann auch die Zahl der Arbeitslosen in Ungarn ermittelt werden, die etwa 150 000 beträgt. Für Desterreich steht die Zahl der unterstützten Arbeitslosen fest: Seit zwei Jahren schwankt sie um 150 000 bis 200 000 (November 1925: 159 250, November 1926: 168 757). Die Gesamtzahl der Arbeitslosen ist bestimmt höher und kann 200 000 bis 250 000 betragen. In Polen wird die Zahl der Arbeitslosen mit 200 000 geschätzt. Sehr dürftig sind die Angaben über Italien, Tschechoslowakei, Belgien, die Schweiz. Keine Angaben liegen für Länder wie Spanien, Jugoslawien, Rumänien, Portugal, vor.

Das gilt auch für Sowjetrußland, das gegenwärtig von der Arbeitslosigkeit mehr als jedes andere Land der Welt betroffen ist: Hier wird die Zahl der Arbeitslosen durch die Arbeitsnachweise ermittelt, diese streichen aber willkürlich Hunderttausende von Arbeitstuchenden aus ihren Listen, um der bleibenden Minderheit der Arbeitslosen das Erlangen einer Stellung zu erleichtern. Durch solche periodische „Reinigungen“ der Listen wird die offizielle Zahl der Arbeitslosen auf etwa 1,5 Millionen herabgedrückt, obwohl sie in Wirklichkeit weit höher ist. Die ausgegrenzten Arbeitslosen werden teilweise auf das Betteln angewiesen, teilweise aus den Städten nach dem flachen Lande verdrängt, wo die Ueberbevölkerung ohnedies von den Forschern auf 10 Millionen Arbeiter und mehr geschätzt wird. Die Zahl der Arbeitslosen in Sowjetrußland kann weder festgestellt noch mit den entsprechenden Zahlen Westeuropas verglichen werden. Wir wollen uns daher bei den abschließenden Berechnungen auf die westeuropäischen Staaten beschränken.

In den zehn oben angeführten Ländern (Deutschland, Großbritannien, Frankreich, Niederlande, Schweden, Norwegen, Dänemark, Ungarn, Desterreich und Polen), auf welche etwa zwei Drittel des ganzen Proletariats Europas (ohne Sowjetrußland) entfallen, beträgt gegenwärtig die Arbeitslosigkeit im Durchschnitt etwa 10 bis 12 Prozent der Arbeitnehmer oder 6 bis 6,5 Millionen Personen.

Wenn auch die übrigen europäischen Länder von der wirtschaftlichen Depression nicht in demselben Maße betroffen sind, so wird die Arbeitsmarktlage doch nicht weniger schwer. Wegen mangelnder Unterlagen läßt sich die Zahl ihrer Arbeitslosen auch nicht annähernd berechnen. Es handelt sich aber hier wieder um weitere Millionen, und mit ihnen wird sicher das Arbeitslosenheer Europas mindestens

8 bis 9 Millionen

erreichen. Diese Bilanz des europäischen Arbeitsmarktes, mehr als acht Jahre nach Kriegsende, ist furchtbar. Sie ist zugleich eine Bilanz der ungeheuren wirtschaftlichen und sozialen Zerstörungen, die der Krieg und die Inflation zur Folge hatten. Sie stellt die Arbeiterschaft vor ungeheure Kämpfe. Denn die Befehle des Profitstrebens führen das Privatkapital dazu, die Verewigung dieser Arbeitslosigkeit zu wollen. Diese Verewigung wird nur verhindert werden können, durch die Bescheidung der überhöhten Gewinnansprüche des Kapitals, die allein mehr Absatz und mehr Beschäftigung bringen kann. Das bedeutet Sozial-, Wirtschafts- und politische Kämpfe auf Jahrzehnte hinaus in ganz Europa. Möge die Arbeiterschaft auch international im Interesse der europäischen Gesamtwirtschaft diese Kämpfe zum Siege führen.

Der Handel der Industrieländer. Deutschland als Kunde und Lieferant.

Der Halbjahrsbericht der Reichskreditgesellschaft enthält einen sehr interessanten Versuch, die gegenseitigen Handelsbeziehungen der großen Industriestaaten zahlenmäßig darzustellen. Die Angaben beruhen auf der Außenhandelsstatistik dieser Länder für das Jahr 1925. Vergleichszahlen fehlen leider, sie wären allerdings auch für die Vorkriegszeit bei verschiedenen Ländern, die inzwischen ihre handelsstatistische Methode geändert haben, nicht recht brauchbar. Die einzelnen Staaten gehen auch bei der Aufschreibung der Ein- und Ausfuhr nach Herkunft- und Bestimmungslandern etwas verschieden vor. Trotz dieser Verschiedenheiten in der Methode tragen die Zahlen zur Klärung wichtiger Tatbestände bei.

Es geht aus ihnen hervor, daß die großen Industrieländer (besonders die europäischen) untereinander die besten Abnehmer und die wichtigsten Lieferanten sind. Beispielsweise waren (1925) die fünf besten Kunden Deutschlands: die Niederlande mit 11,3 Proz. der Gesamtausfuhr, Großbritannien mit

10,6 Proz., die Vereinigten Staaten mit 6,9 Proz., die Tschechoslowakei mit 5,2 Proz. und die Schweiz mit 4,9 Proz. In diese fünf wichtigsten Abnehmerländer gingen 38,9 Proz. der deutschen Gesamtausfuhr. Bemerkenswertweise drängt sich die Ausfuhr fast aller übrigen Länder stärker auf einige großen Kunden zusammen, als im Falle Deutschlands. So gehen an die fünf wichtigsten Abnehmer Italiens 51,4 Proz. der Gesamtausfuhr und entsprechend an je fünf Hauptkunden bei den Vereinigten Staaten 54,2 Proz., bei Frankreich noch mehr, nämlich 58 Proz., bei Schweden 65 Proz., bei Belgien 66 Proz. und bei Holland sogar 73 Proz. der Gesamtausfuhr. Nur Großbritanniens Export verteilt sich, ähnlich wie derjenige Deutschlands, auf sehr viele relativ wichtige Kunden; an die fünf wichtigsten Abnehmer gehen nur rund 39 Proz. der Gesamtausfuhr.

Deutschland ist für Holland und Italien der wichtigste Abnehmer, es steht an zweiter Stelle für den Export Schwedens, an dritter Stelle für Großbritannien, Frankreich, Belgien und die Vereinigten Staaten. Andererseits ist Deutschland der größte Lieferant für Holland, Schweden und Polen, der drittgrößte für Rußland und erst der viergrößte für Frankreich und Italien.

Ein Bauzit-Trußt.

Die Reichsaluminiumwerke beteiligt.

In Zürich ist zur Aufschließung und zur Verwertung größerer Bauzitfundamente in Ungarn, Istrien und Rumänien eine Bauzittrußtgesellschaft mit einem Kapital von 5,1 Millionen Schweizer Franken (auf 8,15 Mill. erhöht) gegründet worden. Bauzit (Tonerde) ist der Urstoff, der für die Herstellung von Hüttenaluminium verwendet wird und der bisher noch nicht durch ein anderes Urprodukt ersetzt werden konnte.

Für die deutsche Aluminiumwirtschaft ist der neue Trußt von sehr großer Bedeutung, da die dem Reich gehörenden Vereinigten Aluminiumwerke und vor wenigen Tagen noch die Otavi-Minen und Eisenbahngesellschaft-Berlin durch Uebernahme größerer Aktienpakete maßgebende Interessen an diesem Unternehmen gewonnen haben. Die Auffindung von Bauzit in Ungarn ist erst neueren Datums. Schon im Herbst vergangenen Jahres hatten die Vereinigten Aluminiumwerke mit der ungarischen Regierung wegen der Verwertung der Bauzitgruben verhandelt, doch sind diese Besprechungen damals zu keinem Ergebnis gekommen, weil die ungarischen Nationalisten eine Ausfuhrsperr für Bauzit verlangten und bei der ungarischen Regierung die Errichtung einer eigenen Aluminiumhütte in Ungarn angesetzt haben. Für die deutsche Aluminiumzeugung ist jetzt eine eigene Rohstoffbasis durch ihre Beteiligung an dem Bauzittrußt gesichert, und das ist für die weitere Entwicklung der deutschen Aluminiumindustrie von großer Bedeutung. Die bedeutendsten Bauzit fördernden Länder waren bisher Frankreich mit ungefähr 450 000 Metertonnen, die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit etwa 400 000 Metertonnen, Britisch-Guayana mit etwa 200 000 Metertonnen und Italien mit etwa 150 000 Metertonnen Jahreserzeugung. Insgesamt wurden etwa 1 1/2 Millionen Metertonnen im Jahre 1926 gefördert.

Nach Angaben der Verwaltung der Otavi-Minen und Eisenbahngesellschaft steht der neugegründete Bauzittrußt mit dem europäischen Aluminiumfondikat in keinem Zusammenhang. Außer den deutschen Gesellschaften sind nur noch ungarische Kohlen- und Metallunternehmen und die ungarische Allgemeine Kreditbank in Budapest beteiligt. Die Freigabe der Ausfuhr von Bauzit nach Deutschland ist bereits durch Abmachungen mit der ungarischen Regierung gesichert. Durch diesen Vertrag hat die deutsche Aluminiumindustrie zum ersten Male direkten Einfluß auf die Bauzitförderung erlangt.

Gefrierfleischverbrauch in Großstädten.

Wie der Amtliche Preussische Preßedienst einer aus 30 Großstädten mit über 100 000 Einwohnern aufgestellten Statistik entnehmen, übertraf der gesamte Gefrierfleischverbrauch des dritten Vierteljahrs 1926 den des vorhergehenden, ohne den des ersten Vierteljahrs zu erreichen. In 15 Großstädten wurde im dritten Vierteljahr der Kopperverbrauch der vorhergehenden überstiegen; die stärkste Steigerung weisen Magdeburg, Altona und Buer auf. In Berlin steigerte sich der Verbrauch vom Januar ab von Monat zu Monat bis zum April (1632, 1642, 1697, 1729 Tonnen). Infolge der Kontingentschwierigkeiten wurde im Mai und Juni der Tiefstand mit 985 und 997 Tonnen erreicht. Von Juni bis September ist wieder ein plötzliches Ansteigen von 1378 bis 1800 Tonnen zu beobachten, so daß der Höchststand von April sogar überschritten wurde.

Der Reparationsagent für höhere Löhne. Vor kurzem hat der Reparationsagent Gilbert Parker seinen Bericht über den Stand der Reparationsleistungen veröffentlicht und gibt darin auf 137 Seiten eine umfassende Uebersicht über die deutsche Wirtschaftslage. Nachdem er über die Rationalisierung der Produktion im vergangenen Jahr und die Steigerung des Kupfereffekts der Produktion eingehend unterrichtet, kommt der Reparationsagent zu folgendem Schluß: „Diese Politik der Rationalisierung und der Befestigung der Industrie

Neu

Eckstein Gold

für 4 Pfg.

eine gute Zigarette!



Vortreffliche Neuerungen bei der Kartonnagenherstellung bringen solche Einsparungen, daß auch zu diesem geringen Preise eine Zigarette milden, erlesenen Geschmacks geliefert werden kann.

Eckstein Gold

erscheint daher in einer Qualität und Aufmachung, daß auch der anspruchsvolle Raucher an ihr volle Befriedigung findet.

A. M. Eckstein & Söhne, Dresden
Gründungsjahr 1842
Deutschlands älteste selbständige Zigarettenfabrik.

Moti Gudsch, der Meuterer

Von Rudyard Kipling.

Es war einmal ein Pflanzler in Indien, der wollte einen Wald ausholzen, um eine Kaffeeplantage anzulegen. Als der letzte Baum gefällt und das Unterholz verbrannt war, blieb nur noch, die Stümpfe auszuroden. Dynamit kostete viel, und Feuer ist zu langweilig. Die beste Art, Stümpfe zu entfernen, ist, sich des Königs der Tiere, des Elefanten, zu bedienen. Er gräbt sie entweder mit seinen Stoßzähnen aus der Erde, oder er reißt sie vermittels eines Laues aus. Der Pflanzler mietete also Elefanten und schickte sie einzeln, paarweise oder zu dreien an die Arbeit.

Der beste der Elefanten gehörte dem schlechtesten der Treiber, und der Name dieses unvergleichlichsten aller Tiere war: Moti Gudsch. Er war der unbefruchtete Besitz seines Mahout, was unter einer Eingeboreneneuerung nicht möglich gewesen wäre, denn Moti Gudsch war ein Geschöpf, das den Reiz jedes Königs erweckt hätte; wie denn auch sein Name soviel wie: „Verte der Elefanten“ bedeutete. Da das Land aber unter britischer Vormachtigkeit stand, durfte Deefa, der Mahout, in unbefruchtetem Besitz seines Schatzes bleiben.

Deefa, der Mahout, war ein Schlemmer. Hatte er durch die Kraft seines Elefanten genug Geld verdient, so pflegte er sich maßlos zu betrinken und dann Moti Gudsch eine Tracht Prügel mit einer Zellstange zu verabfolgen, indem er auf die empfindlichen Zehennägel seiner Vorderfüße losdrohte. Moti Gudsch trampelte ihn bei solchen Gelegenheiten nicht etwa tot, wußte er doch ganz genau, wenn die Prügel zu Ende sein würden, würde Deefa seinen Rüffel warmen und laut weinen und ihn „mein Herzblättchen, mein Leben und Leber meiner Seele“ nennen und ihm Schnaps zu trinken geben. — Moti Gudsch war nämlich ein großer Freund des Alkohols, insbesondere des Araks, aber er verschmähte auch Palmfaß-Toddy nicht, wenn er nichts Besseres bekam. — Nach solchen Gefühlsausbrüchen legte sich Deefa gewöhnlich zwischen Moti Gudschs Vorderfüße schlafen und, da er sich dazu gewöhnlich die Mitte der Landstraße auserlor, Moti Gudsch über ihm Wache hielt und weder Pferd, noch Fußgänger, noch Wagen passieren ließ, so strotzte jedeomal der Verkehr, bis es Deefa beliebte, aufzumachen. Tagsüber war Schlafen auf der Ausholzung streng verboten, denn dazu waren die Löhne zu hoch. Deefa sah also auf Moti Gudschs Raden und kommandierte, während Moti Gudsch machtvoll Baumstümpfe austradete, denn er besah ein paar prachtvolle Stoßzähne, oder sie mit einem Strich austrif, — denn er besah ein paar ebenso prachtvolle Schultern; Deefa trat ihm dabei hinter die Ohren und nannte ihn den König der Elefanten. Am Abend spülte Moti Gudsch 100 Pfund Grünfütter mit einem Quart Arak hinunter, und auch Deefa nahm einen Ambisch zu sich und sang dann zwischen Moti Gudschs Vorderbeinen Lieder, bis es Zeit wurde, schlafen zu gehen. Währensch einmal führte Deefa Moti Gudsch hinunter ans Flußufer: Moti Gudsch legte sich dann in dem seichten Wasser mollig auf die Seite und ließ sich von Deefa mit einem Kotoschrubber und einem Ziegelstein bearbeiten, bis ihm ein Klatschen mit dem Stein das Zeichen gab, sich umzudrehen. „War die Prozedur vorbei, sah Deefa ihm Augen und Füße nach und hob ihm die Lappen seiner langen Ohren auf, um nachzuschauen, ob sich dort nicht wunde Stellen oder Entzündungsherde gebildet hätten. Ziel der Befund zufriedenstellend aus, so lehrten beide — Moti Gudsch schwarz und stänzend, einen abgerissenen zwölf Fuß langen Ast mit dem Rüffel schwenkend, und Deefa, sein nassend langes Haar zum Knoten schürzend und eine Hymne auf das Meer singend —, nach Hause zurück.

So floß ein friedliches und gut bezahltes Leben dahin, bis Deefa eines Tages die Lust in sich fühlte, sich wieder einmal gründlich zu besaufen. Er sehnte sich aus Herzensgrund nach einer Orgie. Die kleinsten Gelegenheitschnapsereien führten zu nichts rechtem und zehrten nur an seinem Männlichkeitsbewußtsein!

Er ging deshalb zu dem Pflanzler und rief unter heißen Tränen: „Meine Mutter ist tot!“

„Ich weiß“, sagte der Pflanzler, „sie ist vor zwei Monaten auf der anderen Plantage gestorben. Aber auch früher ist sie schon einmal gestorben, — damals hast du — vor einem Jahr — bei mir gearbeitet.“

„Dann ist es meine Tante!“ heulte Deefa. „Sie war so gut zu mir wie meine Mutter. Sie hat achtzehn kleine Kinder zurückgelassen, deren hungrige Mägen ich füllen muß,“ und er schlug seine Stirne auf den Boden.

„Wer hat dir die Nachricht gebracht?“ forschte der Pflanzler.

„Die Post.“

„Die ganze letzte Woche ist doch gar keine Post gekommen! Scher dich an deine Arbeit!“

„Eine verheerende Krankheit ist in meinem Dorf ausgebrochen, und meine sämtlichen Weiber liegen im Sterben!“ jammerte Deefa, und diesmal füllten echte Tränen seine Augen.

„Chihun soll herkommen!“ befahl der Pflanzler. „Er ist aus demselben Dorf wie Deefa. — Chihun, hat dieser Mann ein Weib?“

„Der!“ sagte Chihun. „I wo! Kein Weib aus unserem Dorf würde ihn anschauen! Eher würde sie noch seinen Elefanten heiraten.“ — Und Chihun lachte laut; Deefa aber weinte und brüllte.

„Du wirst gleich was erwischen! Rarisch geht an die Arbeit!“ rief der Pflanzler.

„So will ich denn die himmlische Wahrheit sprechen!“ stieß Deefa, von plötzlichem Offenherzigkeitsdrang ergriffen hervor. „Seit zwei Monaten habe ich mich nicht mehr betrunken. Ich will weit fortgehen von dieser Himmelsplantage, um kein Vergernis zu geben.“

Ein Lächeln flackerte über das Gesicht des Pflanzers. „Deefa“, sagte er, „geht hast du die Wahrheit gesprochen, und ich würde dir auf der Stelle einen Urlaub bewilligen, wenn ich nur wüßte, was ich mit Moti Gudsch anfangen soll, während du fort bist. Du weißt, er gehört nur dir allein.“

„Mögest du, o Licht des Himmels, vierzigtausend Jahre leben!“ rief Deefa. „Ich werde nur zehn Tage fort sein, dann kehre ich zurück, das schwöre ich bei meinem Glauben, bei meiner Ehre und meiner Seele. Habe ich jetzt die allergnädigste Erlaubnis des Himmelsentsprossenen, Moti Gudsch herzubringen?“

Das Erlaubnis wurde erteilt, und auf Deefas schrillen Pfiff hin kam das majestätische Tier aus dem Schatten einer Baumgruppe herangeschaukelt, wo es sich die Zeit damit vertrieben hatte, sich mit Staub zu duschen.

„Nicht meines Herzens, Beschützer der Betrunknen, Berg der Macht, lehre mich dein Ohr!“ begann Deefa und pflanzte sich vor dem Elefanten auf.



Hankau.

„Was — Selbstbestimmungsrecht der Völker! — Machen Sie keine Wiße, den Ausdruck habe ich überhaupt erst erfunden!“

Moti Gudsch ließ es ihm und salutierte mit dem Rüffel. „Ich gehe fort“, erklärte Deefa. Moti Gudsch zwinkerte verständnisvoll; er liebte ebenso wie sein Herr das Herumtrödeln: man konnte da allerlei nette Sachen auf der Landstraße ausschnappen. „Aber du, du altes dickes Schwein, bleibst hier und arbeitest“, sagte Deefa schnell hinzu. Moti Gudsch heuchelte Entzücken, aber der Glanz in seinem Auge erlosch. Er haßte aus tiefer Seele das Stümpfausroden. Es bereitete ihm Zahnschmerzen. „Zehn Tage bleibe ich fort, o Lieblicher! Hebe mal jetzt den linken Vorderfuß, damit ich dir die Zahl einhämmern kann, du Barzentrotze aus einer verrottenen Drecksfäule!“ — und Deefa nahm die Zellstange und schlug Moti Gudsch, der dabei grunzte und von einem Fuß auf den anderen trat, zehnmal auf die Riegel. „Zehn Tage“, wiederholte Deefa, „mußt du arbeiten, Stümpfe ausroden und ausreißen, wie Chihun die befehlen wird. Hebe jetzt Chihun auf und setze ihn auf deinen Raden!“ Moti Gudsch rollte das Ende seines Rüffels zusammen, Chihun stellte seinen Fuß hinein und besand sich im nächsten Augenblick auf dem Raden des Elefanten. Deefa reichte ihm den Antus hinauf, den eisernen Elefantensattel; Chihun hämmerte damit auf Moti Gudschs Glocke los wie ein Grobchmied auf den Amboss. Moti Gudsch trompetete. (Fortsetzung folgt.)

Polizei und Zensur.

Von Dr. Ed. Sudenrath.

Die Polizei ist nun einmal dazu da, daß sie verbietet, und zwar teils zu Recht, teils zu Unrecht. Was aber wirklich verboten sein sollte, hat sie noch nicht verboten, nämlich die Dummheit. Hingegen das Denken. Früher einmal, wenigstens — versteht sich. Auch mit Grund, denn logte nicht Marquis Boja: „Ich bin gefährlich, weil ich über mich gedacht.“ (Schiller, „Don Carlos“, 1787.) Ueber die verbotene Gedankensfreiheit wachte die Einrichtung der Zensur. Sie trieb ihre besonderen Blüten unter der Kaiserin Maria Theresia von Oesterreich (1740 bis 1780), und dann zur Zeit des Herren Biedermeier, im vormaligen Deutschland, wo die Polizei eifern bösen Guerillakrieg ungezogener Literaten und gerissener Verleger zu bestehen hatte. Bis Anno 1848, zuletzt in Preußen, die Zensur abgeschafft wurde. Bloß die besondere Spezies Theaterzensur, die sich von der in der Verfassung gewährten allgemeinen Presse- und Redefreiheit nicht betroffen fühlte, lebte gar bald wieder auf und frisierte ihre zweifelhafte Existenz noch bis zum Jahre 1918.

Zensurfrage ist immer eine Frage der Zensurpraxis und was bei der Ausführung der Zensur alles möglich und unmöglich ist, dafür gibt einige Einblicke das neue Buch von Prof. H. H. Houben „Polizei und Zensur“ (Berlin, bei Gersbach u. Sohn), das anlässlich der Berliner Großen Polizeiausstellung im Rahmen einer zwölfbändigen Sammlung „Die Polizei in Einzeldarstellungen“, erschienen ist. Prof. Houben, der mit seinen Arbeiten über die Geschichte der Zensur und Pressegesetzgebung längst bekannt geworden ist, will in dem vorliegenden schmalen Band „nicht mehr als etliche Längs- und Querstriche geben: Längsstriche, die gewisse charakteristische Entwicklungslinien andeuten, und Querstriche, die bestimmte bemerkenswerte Epochen dieser Entwicklung genauer umreißen“. Und er besorgt das mit ebenso wissenschaftlicher Sachlichkeit wie mit gutem Humor. Auf Grund eines umfangreichen und bisher unbekanntem Urkundenmaterials vermag er scharfe Lichter in die dunklen Kullissen der Zensur zu werfen und trifft dabei auch so mancher Lächerlichkeit — Väterlichkeiten auch, bei denen einem der Humor vergehen könnte.

Nur einiges zum Kopfschütteln: Patrioten wie Joseph Görres und Ernst Ratzig wurden wegen Zensurvergehens verurteilt. Johann Gottlieb Fichtes „Reden an die deutsche Nation“, die nach der Schlacht von Jena die Deutschen zum Freiheitskampf begeisterten, wurden 25 Jahre später durch den Zensur Orano als nicht mehr zeitgemäß verboten. Der berühmte Königsberger Philosoph Immanuel Kant mußte sich durch eine hübsche ministerielle Gardinenpredigt eines Besseren belehren lassen. Daß man es bis zu einem Gesamtverbot aller Schriften des literarischen „Jungen Deutschland“ brachte — na wenn schon, denn schon; aber Reils „Gartenlaube“ (noch 1864) zu verbieten, wie fürchterlich! In Oesterreich wurde zur besseren Unterrichtung der Behörden und Buchhändler über die verbotenen Bücher der „Catalogus librorum prohibitorum“ von 1751 bis 1780 regelmäßig neu herausgegeben, bis schließlich dieser Führer durch die anrührende Literatur allgemein so eifrig benutzt wurde, daß dieses Verzeichnis der verbotenen Bücher selbst auf das Verzeichnis der verbotenen Bücher gesetzt wurde. Auf diesem Indes stand so

allerlei, zum Beispiel Goethes „Die Leiden des jungen Werthers“. Sein „Faust“ konnte wirklich schon 1830 einmal ohne Zensurverfälschung in Wien auf die Bühne kommen, unter Laube, doch ein preussischer Zensur tot den klassischen Ausspruch: „Es wäre eigentlich viel besser gewesen, wenn Goethe seinen „Faust“ nie geschrieben hätte!“

Eine Folge der Zensur, vor allem zur Zeit des „Jungen Deutschland“ war eine starke Literaturwanderung in das Ausland, von wo die literarische Konterbande mit Hilfe einer weitverzweigten, raffinierten Verleger- und Buchhändlerorganisation mit Ueberlistung der Polizei nach Deutschland geschmuggelt wurde. Helme und Bürne gingen damals nach Paris, andere in die Schweiz. Dort war der Buchverleger das „Literarische Comtoir“ gegründet worden, der sich besonders dieser „Zensurflüchtlinge“ annahm, und dort, auf neutralem Boden, konnten Hoffmann von Fallersleben, „Deutsche Lieder aus der Schweiz“ erscheinen, eine Niederlassung, die unsere spätere Nationalhymne „Deutschland, Deutschland über alles“ enthielt. Am Ende richtete sich die Zensur selbst noch gegen Gedankenstriche (mit Gedankenstrichen oder Punkten wurden die von der Zensur gestrichenen Stellen im Druck ausgefüllt), sie waren für den unschuldigen Leser doch zu verächtlich. Ludwig Börne beklagte sich darüber, daß die Polizei keine Gedanken totschlage und ihm zugleich verbiete, ihnen in Form der verräterischen Panthe Velsensteine zu legen. Ueber solchen Streit schwallen die polizeilichen Zensurakten an.

Dies sind nur ein paar wenige Zensurflüchtlinge, die eigentliche Tragikomödie liegt in dem läppig gediehenen Zensurbureaualtismus selbst, den man in seinen Amtsstuben aufsuchen muß, und in seiner Rückwirkung auf das ganze geistige und öffentliche Leben. Von alle dem entwirft Houbens Buch ein artiges Gemälde.

Die Willkür fand in der Zensur immer den schönsten Spielraum, denn nie wird sich der lebendige Strom des geistigen Lebens durch starre Begriffsanalyse leiten lassen.

Der Kreuzschnabel und seine Winterhochzeit. Der Kreuzschnabel dürfte von allen Vogelarten, die bei uns heimisch sind, am frühesten Hochzeit machen. Manchmal schon im Dezember, spätestens jedoch im Januar sondern sich die Paare von der Schar ab und beginnen mit der Brut. Der Kreuzschnabel, auch Kiefern- und Tannenschnabel, Krammschnabel, Koffstrich und großer Krinich genannt, und der Fichtenkreuzschnabel oder Kreuzvogel und kleine Krinich, gehören mit zu unseren eigenartigsten Vögeln. Weil sie in den Wäldern plötzlich auftauchen und auch ebenso plötzlich wieder verschwinden, werden die Vögel im Volksmunde auch Jägererzengel genannt. Im allgemeinen ist der Kreuzschnabel in Norddeutschland und in Nordrussland überall zu finden, wo Nadelwälder anzutreffen sind. Den Namen Kiefern- und Tannenschnabel trägt er nicht mit Unrecht, denn er turnt und flattert wie ein Papagei und ebenso erinnert seine buntfarbige an den Papagei. Die liebste Nahrung des Vogels sind Kiefern- und Fichtenzapfen, die er mit seinem oben und unten fast wie ein Halbhorn geformten Schnabel ausbriest. Findet der Kreuzschnabel von dieser Nahrung genug, so bleibt er länger in einem Revier, wird die Nahrung knapp, so zieht er in eine andere Gegend. Er ist verträglich und zankt sich kaum mit anderen Vögeln herum, wo ihm nicht nachgestellt wird, ist er auch nicht im geringsten misstrauisch. Das wird ihm oft zum Verhängnis, und er geht leicht auf Beiritten. Der Kreuzschnabel ist ein ausgesprochener Baumvogel, der fast nur zur Erde kommt, wenn er trinken oder sich baden will. Eingefangen, wird er so zahm wie kein anderer Waldvogel, er lernt seinen Herrn bald kennen und antwortet auf Zurufe von ihm. Auch singt er im Käfig viel häufiger als in der Freiheit.

Der Tierkult in Japan verboten. Wenn die japanische Regierung sich durchsetzen kann, so wird in nächster Zeit eine der unerfreulichsten Besonderlichkeiten des alten Japan verschwinden. Nach der Mitteilung eines japanischen Blattes aus Kobe hat die Regierung die Abhaltung einer Gedächtnisfeier für 5800 in einer für die Jagd auf wilde Hunde freigegebenen Woche erlegten Hunde zur Veranstaltung genommen, um den gesamten Tierkult zu unterjagen, weil die Andeutung und Verehrung von Tieren einer modernen Kultur unvereinbar sei. Wie stark dieser Kult noch im Volke wurzelt, läßt sich daraus schließen, daß an der beanstandeten Feier ein hoher Prälat von Kobe, 30 buddhistische Priester und eine große Anzahl von Regierungsbeamten teilgenommen haben. Jetzt sollen alle Mäure, die bisher dem Tierkult gedient haben, abgebrochen, alle Zeichen, die an ihn erinnern, entfernt werden. Dabei hat die Regierung angeordnet, daß alle kulturhistorisch und künstlerisch wertvollen Stücke nicht zerstört, sondern in den Museen und Kunstgalerien aufbewahrt werden. — Diese Verordnung ist ein Anzeichen von erwachendem Liberalismus, der in Japan noch jetzt außerordentlich stark gegen die reaktionäre Kulturpolitik der alten konservativen Mächte zu kämpfen hat. Immerhin läßt sie erkennen, daß die Dinge im Fluß sind und vielleicht bald auch andere Gebiete ergriffen werden, auf denen manchmal auch jetzt noch die kulturelle Rückständigkeit des japanischen Volkes — des Vandoorkes im besonderen — erschreckend in Erscheinung tritt.

*) Wir bringen diese Erzählung als Probe der neuen Kipling-Übersetzung, die der Verlag „Vorwärts“ in Leipzig herausgibt, und zwar aus dem Bando „Dunkles Indien“, den Gubos Revue mit mehrheitlich überleitet hat.

